Bedingungen

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Napoleon III.

Roman und Geschichte

von

Lucian Herbert,

Verfasser des Romans „Louis Napoleon“.

Vierter Band.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1863.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt des vierten Bandes.

Zweite Abtheilung.
Prätendent und Präsident.

Seite

Elftes Kapitel.

Der Koch des Cardinals Micara.

Ueber Paris liegt eine trübe, neblige Novembernacht, welche bereits bis zur zweiten Morgenstunde vorgeschritten ist.

Zeitweise löst sich der dichte Nebel in einen feinen Sprühregen auf, der das Pflaster der Straße Massilon befeuchtet und den Nachtwächter, der längs des Trottoirs hinschleicht, veranlaßt, sich fester in seinen schweren Mantel einzuhüllen.

In dem Augenblick, wo der Nachtwächter in die Straße Chanoinesse, die sich von der Straße Massilon abzweigt, einbiegt, veranlaßt ihn eine außergewöhnliche Erscheinung stehen zu bleiben und neugierig und gespannt die Fenster des Eckhauses in's Auge zu fassen.

Diese Fenster haben sich plötzlich in grelles

Licht getaucht, welches seinen Wiederschein auf das feuchte Pflaster wirft und dasselbe erglänzen macht.

Der Zufall will, daß es in demselben Augenblick, wo der gegen die Straße Chanoinesse Fronte machende Flügel des weitgestreckten, einstöckigen Gebäudes sich in so auffälliger Weise erhellt, von der nahen Nôtredamekirche zwei Uhr schlägt. Zwei Uhr ist aber die Stunde, wo in diesem Theile der Cité die Gasflammen erlöschen und Alles sich in undurchdringliche Nacht taucht. Je intensiver nun die Dunkelheit ist, welche mit einem Male die Straßen Massilon und Chanoinesse und die himmelhochstrebende Nôtredamekirche bedeckt und umgibt, desto greller präsentirt sich die lange Flucht der tageshell erleuchteten Fenster.

Der Nachtwächter bleibt wohl fünf Minuten lang wie festgebannt stehen und starrt die strahlenden Fenster an — als sich aber nichts verändert, kommt ihm die Sache eintönig und langweilig vor, er hüllt sich noch fester in seinen warmen Mantel und geht brummend weiter.

Er ist beruhigt, denn er hat sich die Ueberzeugung verschafft, daß die plötzliche, räthselhafte

Helle von keinem Brande herrühre, und das Uebrige geht ihn nichts an. Wenn die da drinnen im Hause des ältesten Domherrn der Metropolitankirche zu Nôtredame Lust haben, das theure Gas zu mitternächtlicher Zeit so massenhaft zu verbrennen, so kann es ihm vollkommen gleichgiltig sein. Doch zerbricht er sich noch eine Weile den Kopf darüber, warum zu so seltsamer Stunde gerade die Küche des domherrlichen Palastes in so festlicher Beleuchtung prangen möge. Wenn der gegen die Straße Massilon hinausgehende Flügel des Gebäudes erhellt worden wäre, so hätte ihn das jedenfalls weniger Wunder genommen, da die Wohnzimmer des Domherrn nach der Straße Massilon hinausgingen, während die riesige Küche und die Gesindestuben gegen die ungleich einsamere Straße Chanoinesse hinaussahen.

Während der Nachtwächter seinen Marsch durch die unwirthlichen Straßen der Cité fortsetzt, bewegt sich in der domherrlichen Küche ein Mann mit großer Grandezza hin und her. Er ist in schneeweißes Linnen gehüllt, hat eine Schürze von makellosem Weiß vorgebunden und macht sich

nun, nachdem er die zwölf Gasflammen, welche über den weiten Küchenraum Tageshelle verbreiten, in Thätigkeit gesetzt hat, daran, auf dem Herde ein Feuer anzumachen. Er entwickelt in dieser Beziehung eine solche Geschicklichkeit, daß die Flamme bald lustig prasselnd in die Höhe schießt und daß er daran denken kann, die fast goldglänzenden kupfernen Casserolen, welche die weißübertünchten Wände in bunter, wechselvoller Reihe bedecken, von ihren Wandplätzen loszulösen und mit unterschiedlichen Dingen anzufüllen.

Mit kundiger Hand greift der Mann in die Butter- und Mehlvorräthe, in die Zuckerdosen und Gewürzdüten, mischt und rührt hunderterlei Elemente durcheinander, schlägt hier einen regelrechten Schnee, quirlt dort die mit Zucker versetzte Sahne, füllt hier eine Casserole mit den also zubereiteten Ingredienzien, läßt dort einen Löffel voll Butter in die Flamme gleiten, damit sie mächtiger emporschieße und die Casserole wie ein Feuergürtel einschließe — kurz, es scheint eine regelrechte Mahlzeit zu sein, welche der rastlos geschäftige Mann hier zubereitet.

Und doch handelt sich's nur um einen Ver-

such. Die Speisen, welche hier zubereitet werden, stehen auf keinem Programm — sie haben nicht die Bestimmung, wählerischen, an lukullische Mahle gewöhnten Leuten servirt zu werden — es sind eben nur Studien, die Signor Hannibal Sassoferrati, der Koch Seiner Eminenz des Cardinals Ambrosio Micara, in Scene setzt.

Hannibal Sassoferrati ist ein trefflicher, aber kostspieliger Koch. Die Eminenz, welche ihn für schweres Geld gewonnen hat, muß ihn nehmen wie er ist und seine vielfachen Schwächen mit dem Mantel christlicher Nachsicht bedecken.

Unter diesen Schwächen schneidet aber eine ganz besonders tief in den Beutel Seiner Eminenz ein und erpreßt dieser manchen Seufzer.

Der Koch hat die Marotte, seinen culinarischen Studien in der Regel zur mitternächtlichen Stunde obzuliegen. Wenn in dem weiten Palaste Micara längst Alles zur Ruhe gegangen, wälzt er sich immer noch schlaflos auf seiner Federmatratze hin und her und brütet über einer neuen Speise oder sinnt über die Mittel, einem alten Küchenrecepte durch eine neue Zuthat und Combination ein pikantes, originelles Gepräge aufzudrücken.

Wenn er sich so hin und her grübelnd, schwitzend und stöhnend zwei, drei Stunden auf seinem Lager hin und her geworfen hat, dann springt er auf, schlüpft in seine Pantoffeln, schmückt sein Haupt mit der strahlendweißen, nach oben teller-artig zugeebneten Mütze, gürtet seine breiten stämmigen Lenden mit der tadellos weißen Schürze und sucht die Küche auf. Dort ergießt sich alsbald verschwenderische Tageshelle über den eben noch dunklen Raum, denn der Koch nimmt auf die Finanzen seines Herrn nicht die geringste Rücksicht. Er setzt alle Gasbrenner in Function und schafft sich eine luxuriöse Beleuchtung, ganz so, als ob er mit dem ganzen Schwarm der ihm untergeordneten Gehilfen und Küchenjungen eine fürstliche Tafel zu versorgen hätte, zu welcher Eminenz Micara wenigstens noch zehn andere Eminenzen geladen.

Bei dieser kostspieligen Beleuchtung arbeitet der Koch dann immer zwei, drei Stunden in gespensterhafter Stille, Einsamkeit und Rührigkeit und um die Sache zu krönen, bringt er eine jede solche nächtliche Studie seinem Herrn mit einem Viertelhundert Scudi in Anrechnung.

Seiner Eminenz, welcher etwas von einem Gourmand ersten Ranges in sich hat, bleibt nichts übrig, als ein Auge zuzudrücken und das Conto des Kochs zu saldiren. Denn ein noch so leises Tadelsvotum würde den ehrgeizigen Koch unfehlbar veranlassen, seine Stellung bei Eminenz Micara aufzugeben und sich einer anderen Eminenz, davon mehrere unausgesetzt, trotz seiner kostspieligen Marotten, auf ihn fahnden sollen, in die Arme zu werfen.

Eminenz Micara reist nie ohne den Koch. Als Feinschmecker vom Fache ist er an Hannibals ausgezeichnete Mache so gewöhnt, daß er sie nirgens missen mag. Man sagt Seiner Eminenz sogar nach, daß sie, wenn man sie irgend wo zu Tische ladet, ihr Erscheinen an die Bedingung knüpfe, daß ihr Koch bei der Zubereitung der Speisen intervenire.

Seit vier Wochen befindet sich der Cardinal in Paris und Hannibal mit ihm. Der Cardinal hat die Reise von Rom nach Paris im tiefsten Incognito angetreten; er ist als einfacher Privatmann gereist und hat, um alles Aufsehen zu vermeiden, selbst seinen Kammerdiener und Jäger in

Rom zurückgelassen. Hannibal allein erwartete ihn in dem Wagen, in welchen er unmittelbar darauf, nachdem er sich den Segen und die letzten Aufträge Seiner Heiligkeit, des Papstes Pius IX. geholt, einstieg.

Hannibal hatte sich, geschmeichelt durch das offene Bekenntniß Seiner Eminenz, daß sie nicht ohne ihn leben und reisen könne, herbeigelassen, für den Ausnahmsfall dieser wichtigen Reise, die Micara im Interesse des bedrohten heiligen Stuhles unternahm, auch als Kammerdiener bei dem letzteren zu fungiren.

Er lebte nun, wie sein Herr, seit drei Wochen als Gast in dem Hause des ältesten Domherrn von Nôtredame, dem er schon mehr als einmal Gelegenheit gegeben, im Stillen über das unmäßige nächtliche Gasconsum zu seufzen.

Monsignor Dupanloup, der älteste Domherr von Nôtredame verbrannte sonst in einem Vierteljahre nicht so viel Gas, als sein Haushalt von diesem Artikel in den drei Wochen der Anwesenheit Hannibals in Anspruch nahm.

Aber Monsignor Dupanloup ließ sich die kostspieligen nächtlichen Exercitien des Koches

seines distinguirten Gastes gern gefallen, weil es für ihn eine außerordentliche Ehre und Auszeichnung war, daß der päpstliche Legat ad hoc sein Absteigequartier gerade bei ihm genommen hatte. Freilich hatte er sich durch sein correktes Verhalten und durch seine rücksichtslos zur Schau getragene Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl ein Anrecht auf diese Auszeichnung erworben. Nichts desto weniger war seine Ueberraschung groß gewesen, als eines Tages eine einfache Kutsche vor seinem Hause gehalten und der Mann, den sie gebracht, sich als den Cardinal Micara, den alle Welt für die rechte Hand des Papstes hielt, zu erkennen gegeben und das Ansinnen gestellt hatte, ihn während der Dauer seines Pariser Aufenthaltes zu beherbergen.

Der Cardinal hatte dem Domherrn in's Ohr geflüstert, daß seine Mission eine ungemein delikate sei und Niemand eine Ahnung davon haben dürfe, daß er sich in Paris aufhalte. Er hatte betont, daß das Interesse des heiligen Stuhles dabei mit im Spiele sei und daß seine Sendung so gut wie gescheitert wäre, wenn man dahinter käme, daß hinter dem Abbée Saxoni, als

welcher er in seinem Passe bezeichnet sei, der in Rom allmächtige Cardinal Ambrosio Micara stecke. Er hatte geltend gemacht, daß er sein Incognito schwerlich aufrecht zu erhalten im Stande wäre, wenn er in einem Hôtel oder bei dem päpstlichen Nuntius, oder bei dem neuernannten Erzbischof abstiege und Quartier nähme, daß er dagegen sich und sein Incognito wohl bewahrt und behütet glaube, wenn ihn der Domherr Dupanloup als Gast bei sich aufnähme. Niemand wird in dem Gaste eines schlichten Domherrn etwas Anderes suchen und vermuthen als einen alten Freund dieses letzteren.

Der Domherr hatte nach dieser Eröffnung natürlich sofort sein ganzes Haus dem erlauchten Besuche, der unerkannt bleiben wollte, zur Verfügung gestellt und da auch Signor Hannibal die Schweigsamkeit selbst war, so hatte in der That Niemand eine Ahnung davon, wen das domherrliche Palais unter dem Namen eines Abbée Saxoni beherberge.

Der Koch trieb seinen nächtlichen Spuk wohl zwei Stunden lang und als er endlich daran ging, die luxuriöse Beleuchtung der Küche zu

dämpfen, strahlte sein Gesicht in unverkennbarer Freude. Wer ihn jetzt beobachtet hätte, wie er mit ruhigem Aplomb die kupfernen Casserolen mit frischem Wasser abspülte und an die Wand hing, wie er das Herdfeuer löschte, von den eigenhändig zubereiteten Speisen genoß und schmunzelnd immer wieder zu seinen Werken zurückkehrte, um sie neuerlich zu verkosten, der hätte sich sagen müssen, daß ihm sicherlich eine neue culinarische Combination, die ihn lange beschäftigt haben mochte, zur vollen Zufriedenheit gelungen sei.

Signor Sassoferrati war eben im Begriffe, den Hahn des letzten Gasbrenners, der noch sein reichliches Licht ausstrahlte, zur Ruhe zu bringen, als ihn ein plötzliches Geräusch bestimmte innezuhalten und aufzuhorchen. Das Geräusch kam von der Straße und nahm alsbald deutlichere Formen an. Der Koch erkannte, daß ein Wagen mit voller Schnelligkeit daherrasselte, was jedenfalls zu dieser frühen Morgenstunde und in diesem zumeist von der zur Nôtredamekirche gehörigen Geistlichkeit bewohnten Stadttheile eine auffällige Erscheinung war.

Die Sache nahm noch interessantere Dimensionen an, als der Wagen, nachdem er die Straße Chanoinesse passirt hatte, plötzlich stehen blieb.

Da dem Eckhause, in welchem der Domherr Dupanloup wohnte, ein Garten gegenüberlag, so war es zweifellos, daß der Wagen, der in die Straße Massilon eingebogen war, vor dem Thore des domherrlichen Palastes stehen geblieben war. Denn daß er vor der gegenüberliegenden Gartenmauer gehalten hätte, war nicht leicht anzunehmen, weil Diebe, welche um vier Uhr früh über hohe Gartenmauern setzen wollen, nicht in Fiakern herangefahren zu kommen pflegen.

Sobald Signor Hannibal mit sich im Reinen darüber war, wem der nächtliche Besuch, der in einem Wagen daher gerollt kam, gelte, ließ er die Gasflamme ruhig weiterflackern, zündete sich an derselben einen fingerdicken Wachsstock an — es war derselbe, der ihm aus seinem Schlafzimmer hieher geleuchtet hatte — und machte sich auf den Weg, um die Treppe zu gewinnen.

Er hatte kaum zwei, drei Schritte gemacht, als er schon hörte, wie die Hausglocke von außen

in etwas lebhafter, Ungeduld manifestirender Weise gezogen wurde. Dies Glockensignal zauberte ein selbstgenügsames Lächeln auf das Antlitz des Koches, da es seine Vermuthung, daß der nächtliche Besuch seinem Herrn gelte, zur Gewißheit erhob, und veranlaßte ihn, seinen Gang noch zu beschleunigen, so daß er in demselben Augenblicke in der Hausflur ankam, wo der schlaftrunkene Portier brummend und sich unwillig die Augen reibend seinem Kämmerchen entschlüpfte, um nachzusehen, wer in so unverschämter Weise zu so ungelegener Zeit den Frieden des Hauses störe.

Der Portier war nicht im Geringsten erstaunt, daß er auf den Koch stieß. Er kannte, wie Jedermann im Hause, dessen leidige Gewohnheit, in der Nacht aufzustehen und seinen Studien nachzugehen und bemerkte daher nur:

„Ah, Monsieur Hannibal — Sie auch da? Haben wieder fleißig studirt und um fünfzig Francs Gas verbrannt? Wenn nur das neue Rezept darnach ist! Aber ich fürchte, es bleibt doch immer die alte Geschichte, die schon längst im Kochbuche drin steht, wenn auch mit dieser oder jener neuen Zuthat! Haben auch schon über

den pompösen Namen nachgedacht, welchen das neue Gericht bekommen soll? Theure Namen und Speisen das — aber mir kann's recht sein!"

Während der Portier dies halb zu dem Koche, der nur wenig französisch verstand, und halb zu sich selbst sprach, hatte er das Thor geöffnet und sah sich nun einem Manne gegenüber, der pressirt fragte, ob dies das Haus des Domherrn Dupanloup sei und ob der Abbée Signor Filippo Saxoni in demselben wohne.

Der Koch übernahm es, an Stelle des übellaunigen Portiers zu antworten und er that es mit um so größerer Befriedigung, als ihm der Accent, mit welchem der Fremde das Französische radebrechte, sofort die Ueberzeugung aufgedrungen hatte, daß er einen Landsmann vor sich habe.

Er sagte daher, über diese Entdeckung höchlich erfreut, in fließendem Italienisch:

„Sie stehen vor der rechten Thür — wenn Sie sich bemühen wollen, mir zu folgen, so will ich Sie bis vor die Thür des Schlafzimmers des Abbée's Saxoni bringen und auch die Verantwortlichkeit, ihn zu wecken, auf mich nehmen!"

Der Fremde drückte seine Freude darüber aus,

auf einen Italiener gestoßen zu sein, brachte seine Angelegenheit mit dem Fiaker, der ihn vom Bahnhofe hiehergebracht, in Ordnung und folgte dann, sein geringes Gepäcke und seinen Reisepelz vorläufig in den Händen des Portiers zurücklassend, dem Koch, der ihn die Treppe hinauf und zu dem Flügel des Hauses führte, in welchem der Domherr seinen vornehmen Gast einquartiert hatte.

Zwölftes Kapitel.

Der Cardinal Micara und der Domherr.

Es war ein Viertel auf fünf gewesen, als der Fremde in das Schlafzimmer Seiner Eminenz eingetreten war und es dämmerte bereits, als er dasselbe verließ.

Der Cardinal sah ungewöhnlich ernst und düster aus, nachdem ihn der Fremde verlassen hatte, um in einem nahen Hôtel ein Unterkommen zu suchen. Es fiel ihm nicht ein, den unterbrochenen Schlaf wieder aufzunehmen; er ging vielmehr ungewöhnlich raschen Schrittes im Gemache auf und nieder, bis es vollständig Tag wurde und von der Nôtredamekirche, die immer noch in dichten Nebel eingehüllt war, acht Uhr schlug.

Ernste, tiefe Gedanken schienen ihn zu beschäftigen, wie er so mit über den Rücken gekreuzten

Armen denselben Raum wohl hundertmal auf- und niedermaß. Und sobald er mit diesen Gedanken in's Reine gekommen sein mochte, schlug er die Fenstervorhänge zurück, zog die Rouleaux in die Höhe und setzte sich an den Schreibtisch, um eine Reihe von Billets zu schreiben, die er dann noch einmal überlas, eigenhändig einsiegelte und adressirte.

Ueber dieser Arbeit war es halb zehn geworden und der Koch Hannibal meldete sich, um seine Ausnahmsfunktion als Kammerdiener anzutreten. Er unterzog sich in würdiger, respektvoller Schweigsamkeit dem ungewohnten Geschäfte. Seine Grandezza und sein Aplomb verließen ihn keinen Augenblick, ob er nun eine neue culinarische Combination erfand oder Seiner Eminenz die Stiefel reichte. Höchstens daß er dies letztere mit einer Art vornehmer aber dabei doch graziöser Herablassung that, in welcher sich das Bewußtsein aussprach, daß er hier aus bloßer Gefälligkeit arbeite.

Dabei ließ er aber keinen Augenblick den Respekt aus dem Auge, den Seine Eminenz zu beanspruchen das Recht hatte. Er hatte bei der Vorlassung des räthselhaften nächtlichen Besuches

intervenirt, über welchen sich der Portier noch immer den Kopf zerbrach, aber es fiel ihm nicht ein, aus Neugierde auf diesen Besuch anzuspielen.

Nachdem er dem Cardinal in den Rock hineingeholfen hatte, frug er, ganz wieder Koch, ob Seine Eminenz geruht habe, das Programm für das Diner zu entwerfen.

„Ich muß Ihnen gestehen, lieber Sassoferrati," sagte der Cardinal lächelnd, indem er seine rechte Hand in herablassender Weise auf die Schulter seines Koches legte, „daß ich heute mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, die mir nicht erlaubten, ungestört darüber nachzudenken, was ich heute essen möchte!"

„Ich will nicht hoffen, daß Eure Eminenz die Geschäfte, die Sie zu erwähnen geruhten, höher taxiren als die Feststellung der Grundzüge eines Diners!" sagte der Koch mit würdevoller Ruhe, welcher nur ein geringschätziges Lächeln zur Seite ging.

„Doch, doch, lieber Sassoferrati!" erwiederte der Cardinal ernst. „Sie wissen, daß ich der letzte bin, der ein gutes Diner unterschätzt, aber, alle guten Tafeln in Ehren, und die von Ihnen

arrangirten nicht ausgenommen, die Geschäfte, welche heute auf mir lasten, sind so wichtig, daß alle Diners der Welt dagegen verschwinden."

„Wenn Eminenz es sagen, so muß ich es glauben!" gab der Koch mit einem zurückhaltenden, feinen Lächeln zurück, welches einem Diplomaten alle Ehre gemacht hätte.

„Heute muß ich Sie schon allein walten lassen und die Sorge um das, was wir essen werden, ausschließlich auf Ihre Schultern wälzen! Ich hoffe aber, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen und die Sache nicht leicht nehmen werden! Denn obwohl ich mich außer Stande fühle, auf die mise en scène der heutigen Tafel irgendwelchen Einfluß zu nehmen, so wünschte ich doch gerade heute, daß wir recht fein äßen, daß Sie Ihre ganze Kunst zusammennähmen und sich in Ihrer ganzen Größe zeigten!"

Der Koch verneigte sich geschmeichelt und flüsterte, indem er sich das Haar aus der Stirne strich:

„Der Wunsch Euer Eminenz ist mir Befehl!"

„Wir essen nämlich heute nicht unter uns;" erläuterte der Cardinal in herablassender Weise

sein Verlangen; „ich habe einige Freunde gebeten, darunter Personen, an denen mir etwas gelegen ist —“

„Ich verstehe!“ fiel der Koch, sich streckend, seinem Gebieter in's Wort. „Eminenz sollen mit mir zufrieden sein! Wie viele Couverts, wenn ich fragen darf?“

„Treffen Sie Ihre Maßregeln so, daß zehn bis zwölf Gäste Platz nehmen können!“

„Sehr wohl, Eminenz!“ verneigte sich der Koch und setzte sodann geschmeidig hinzu: „Befehlen Eminenz noch etwas?“

Die Eminenz verneinte leutselig und begab sich, nachdem der Koch elastischen Schrittes entschwunden war, nach dem Speisezimmer, wo ihn der Hausherr bereits mit dem Frühstücke erwartete.

„Eminenz scheinen heute ernster und nachdenklicher als gewöhnlich!“ leitete der Domherr die Unterhaltung ein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein indiscretes Lauscherohr auffangen könne, was im Zimmer gesprochen wurde.

„Ich habe vor einigen Stunden Nachrichten erhalten, welche ganz darnach angethan sind, jeden guten katholischen Christen in sich gekehrt zu

machen — um wie viel erst unser einen, den das Schicksal Seiner Heiligkeit in nächster Linie berührt!"

„Das Schicksal Seiner Heiligkeit? Eminenz erschrecken mich! Der Papst befindet sich doch in Rom in voller Sicherheit" —

„Er befindet sich wohl in voller Sicherheit — aber nicht in Rom!" fiel der Cardinal dem Domherrn mit einem trüben Lächeln in's Wort. „Während wir sprechen, hat der Papst bereits den Kirchenstaat verlassen und sich in den Schutz seines königlichen Nachbars begeben."

„Pius der Neunte ist in Neapel?" rief Dupanloup überrascht.

Der Cardinal nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte:

„Jeder Unbefangene mußte einsehen, daß seines Bleibens in Rom nicht länger war. Seine Autorität war untergraben, sein ganzes Ansehen dahingeschwunden, seine persönliche Sicherheit bedroht! Die Anarchie war dem heiligen Vater über den Kopf gewachsen und er durfte sich nicht länger zum Spielball eitler, anmaßender, übelwollender Volkstribunen hergeben. Der Vorsatz,

dem Babel, als welches sich Rom gegenwärtig darstellt, aus dem Wege zu gehen, sich die ganze Freiheit des Handelns durch einen kühnen Entschluß zurückzuerobern, stand bei Seiner Heiligkeit bereits fest, als ich Rom verließ. Nur das Wann und Wie standen damals noch in Frage. Die letzten drei Wochen haben auch diese nebengeordneten Fragen gereift und während wir hier sprechen, trägt wohl schon der Telegraph die wichtige Kunde, daß sich der Papst vor der Revolution zurückgezogen und nach Neapel geflüchtet habe, an alle Höfe, in alle Hauptstädte."

„Die heutigen Morgenblätter wissen noch nichts von einem Ereignisse, welches die ganze katholische Christenheit aus ihrer Lethargie aufrütteln wird!" warf der Domherr ein.

„Was der Morgen nicht bringt, das bringt der Abend!" sagte der Cardinal mit feierlicher Ruhe. „Die Nacht von gestern auf heute war zur Flucht ausersehen — so wenigstens berichtet der Courier, welchen der Staatssekretär des Papstes an mich abgefertigt hat. Zweiunddreißig Stunden brauchte der Courier von Civita-Vechia nach Marseille — vierzig Stunden war er von

Marseille bis Paris unterwegs, wo er heute Nachts mit dem Expreßzuge ankam, um sich mir sofort vorzustellen. Es sind nicht ganz vier Tage, seit er Rom verlassen hat — und drei Tage nach seiner Abreise sollte der Papst fliehen. So war es bestimmt und so wird's auch geschehen sein, denn der Entschluß des Papstes stand unverrückbar fest."

Ein Augenblick tiefen Schweigens folgte, während dessen man nur das Geräusch des sich langsam hin- und herbewegenden Zeigers der Wanduhr hörte.

„Was wird nun geschehen?" fragte der Domherr endlich aus beklommener Brust, indem er den Cardinal verstört anblickte und durch die fast strahlende Ruhe, welche das Gesicht dieses letzteren auszeichnete, überrascht wurde.

„Der Papst wird wieder nach Rom zurückkehren!" erwiederte Micara feierlich. „Aber zuerst wird der Schlangenkopf der Revolution zertreten werden!"

„Wer aber wird der Schlange den Kopf zertreten?" flüsterte der Domherr unter bangem Kopfschütteln.

„Damit der Schlange der Kopf zertreten wird, darum sind wir da!“ rief der Cardinal mit fester Stimme. „Darum sind wir nach Paris, diesem zweiten Babel, da wir nun einmal mit tiefster Betrübniß Rom augenblicklich den Vorrang zugestehen müssen, gekommen, darum sitzen wir drei Wochen wie auf Kohlen da, das Oelzweiglein erwartend, das aus der Arche zu uns herüberflattern sollte. Die Arche segelt gegen Gaëta, das Oelzweiglein ist uns aber zu Gesicht gekommen und über uns ist es gekommen wie innere Erleuchtung. Alle Uebel der Unschlüssigkeit sind mit einem Male gewichen — Ambrosio Micara weiß plötzlich, was er will und soll!“

Der Cardinal hatte sich erhoben — der Domherr sah mit scheuer Bewunderung zu der majestätischen Erscheinung, die in diesem Augenblicke etwas Prophetenhaftes an sich hatte, empor.

Nach einer Weile fuhr der Cardinal, wieder in seine gewöhnliche ruhige Redeweise einlenkend, fort:

„Nun der Zeitpunkt des Handelns gekommen ist, bin ich Ihnen, lieber Bruder, einige Aufklärungen schuldig. Sie haben mich bei sich auf-

genommen, ohne zu fragen, warum ich gekommen bin — was mein Geschäft in Paris sei. In den drei Wochen meines intimen Verkehrs mit Ihnen haben Sie sich als diskreter Freund und als der glaubensstarke, intelligente und der Sache des heiligen Vaters anhängliche Mann bewährt, als welchen Sie der Ruf signalisirte. Ich habe daher keinen Grund, Ihnen mein unbedingtes Vertrauen vorzuenthalten, Ihnen nicht die volle, ganze Wahrheit zu sagen!"

„Ich werde ewig stolz sein auf das schmeichelhafte Urtheil, welches Eminenz Micara, der intimste Freund Seiner Heiligkeit über mich und meinen Charakter gefällt hat!" sagte der Domherr, während sich seine innere Erregtheit in dem Zittern seiner sonst sonoren Stimme und in der dunklen Röthe, in welcher seine regelmäßigen, schönen Züge erstrahlten, offenbarte.

Der Cardinal reichte dem Domherrn die Hand, legte seinen Arm in den des letzteren und führte den Hausherrn in eine Fenstervertiefung. Dort flüsterte er ihm vertraulich zu:

„Betrachten Sie die Enthüllung, die ich Ihnen jetzt machen will, als den Lohn für die

Gastfreundschaft, die Sie an Ambrosio Micara geübt und die dieser nie vergessen wird!"

Der Cardinal drückte die Hand des Hausherrn und fuhr fort:

„Sie können sich denken, welch hohes Interesse der heilige Stuhl daran hat, daß ein ihm ergebener Mann zur höchsten Würde in Frankreich gelangt. In drei Wochen werden die Franzosen den Präsidenten wählen. Sechs bis sieben Millionen Menschen werden darüber entscheiden, wer in Frankreich für die nächsten vier Jahre die Zügel der Gewalt in die Hand nehmen soll. Von diesen sechs bis sieben Millionen Wählern ist kaum ein Drittel selbstständig — zwei Drittel halten wir in der Hand. In Wahrheit kann man also sagen, daß wir den Präsidenten zu wählen haben. Damit tritt aber eine große Verantwortlichkeit an uns heran. Ein Fehler, den wir begehen, kann von den verhängnißvollsten Folgen für den Glauben, für die Kirche, für die Sache des heiligen Vaters begleitet sein. Diese letztere ist aber ohnehin bereits von so vielen Feinden und Gefahren umlagert, daß wir die Anzahl beider nicht noch durch unsere Unvorsich-

tigkeit vermehren dürfen. Oesterreich ist außer Stande, etwas für den Papst zu thun — Venedig und Sardinien nehmen es zu sehr in Anspruch. Neapel kann ihm eben nur persönlichen Schutz, Spanien höchstens seine moralische und materielle Unterstützung angedeihen lassen. Die Augen des Papstes richten sich also von selbst auf Frankreich. Dieses kann eingreifen, kann helfen, wenn es will — aber da kommt nun Alles darauf an, wer da zur Gewalt kömmt. Ich brauche Ihnen nun nicht noch deutlicher zu sagen, warum ich nach Paris gekommen bin! Ich trug in den Falten meines Priestertalars die Parole für den französischen Clerus — das Schlagwort, welches ich ihm im Namen des heiligen Vaters überbringen würde, sollte ihm als Leuchte dienen und sein Vorgehen bei der Präsidentenwahl bestimmen."

„Und diese Parole? Dies Schlagwort? Wie lauten beide?" forschte der Domherr gespannt und sein unruhiges Auge klammerte sich an die kaum zuckende Wimper des Kirchenfürsten.

„Sie werden ermessen, wie schwierig, wie über alle Begriffe verantwortlich meine Sendung war, wenn ich Ihnen sage, daß diese Parole auszu-

sprechen mir ganz anheim gestellt war, daß ich carte blanche hatte. Als ich Rom verließ, war der heilige Vater zwar schon sehr bedrängt von der Revolution, aber noch nicht auf's Aeußerste gebracht. Der Gedanke an eine Flucht wurde zwar bereits erwogen, aber es war noch nichts entschieden. Um so schwieriger lagen die Sachen für mich — die vollzogene Flucht hat Klarheit in die Situation gebracht. Vor vier Wochen war diese letztere noch nicht zu dieser Klarheit gediehen und ich tappte im Finstern. Für wen sollte ich den französischen Clerus wirken und stimmen lassen? welchen Candidaten sollten die Bischöfe und Pfarrer Frankreichs den sieben Millionen Wählern empfehlen? Louis Napoleon Bonaparte, den so plötzlich in den Vordergrund getretenen Abenteurer? Ist er nicht ein Idiot? Hat er nicht gegen den Papst Krieg geführt? Was hat dieser von ihm zu erwarten? Oder Cavaignac? Er hat allerdings die Gesellschaft im letztverflossenen Juni gerettet, aber ist er nicht ein Republikaner vom Wirbel bis zur Zehe? Mußte ich mir nicht sagen, daß, wenn einmal die Sachen in Rom bis zur Flucht des Papstes, bis

zur Proclamirung der Republik gediehen sein würden, diese Republik seiner vollsten Sympathie sich erfreuen würde? Sollte der Clerus für die glaubensapathischen, kirchenfeindlichen Orleans Propaganda machen? Oder sollte er die Lilien proklamiren und dem Volke Heinrich von Bourbon, der sich Graf von Chambord nennt, empfehlen? Ausgeschlossen war Heinrich von Bourbon ebenso wenig von der Wählbarkeit als der Graf von Paris oder ein Bonaparte, da die Nationalversammlung die Glieder der Dynastieen, die einmal über Frankreich geherrscht hatten, nicht förmlich perhorrescirt hatte. Der Bourbon wäre uns unläugbar der liebste Candidat gewesen. Aber war es klug ihn offen zu proklamiren, sich vorzeitig zu demaskiren, durch die Aufstellung des dynastischen und legitimistischen Candidaten zu constatiren, daß uns die Republik ein für alle Mal ein Greuel ist und daß wir auf die Monarchie, auf die Monarchie der Bourbons lossteuern?"

„Und doch empfahl sich meinem kurzsichtigen Dafürhalten nach die Candidatur Heinrichs von Bourbon am entschiedensten!" bemerkte der Dom-

herr, als der Cardinal einen Augenblick inne hielt. „Es gehörte freilich Muth und Kühnheit dazu, rücksichtslos die Farbe zu bekennen, aber es ließ sich damit viel gewinnen, Verlorenes zurückerobern. Die Entscheidung lag diesmal nicht bei Paris allein, welches bisher immer die Schicksale Frankreichs bestimmt hatte — sie lag bei ganz Frankreich und in diesem Frankreich waren die legitimistischen Sympathien noch weit verzweigt. Wenn die Kirche die weiße Karte ausspielte, so konnte sie auf den ganzen Süden rechnen, sie konnte Alles mit sich fortreißen, was in Frankreich noch überhaupt glaubte — und welch ein Triumph wäre es für die Kirche gewesen, wenn sie die Dynastie, die sie gesalbt, auch als die Dynastie des Volkswillens aus der Wahlurne hätte hervorgehen gesehen."

„Dasselbe sagte ich mir auch!" fiel der Cardinal dem Domherrn lebhaft in's Wort. „Die Sache der Kirche in Frankreich müßte außerordentlich durch einen solchen Sieg gewinnen — aber das ganze Manöver empfahl sich doch nur dann, wenn der heilige Stuhl unangetastet blieb, wenn die weltliche Gewalt des Papstes in Rom außer

Frage stand. War der Papst genöthigt, seine Staaten zu verlassen, proklamirten seine Feinde in Rom die Republik, so konnte ein Bourbon als Präsident von Frankreich eine wahre Calamität für das Papstthum werden. Ein Bourbon als Präsident hätte vollauf zu thun gehabt, seine Macht in Frankreich zu consolidiren, dahin zu arbeiten, daß er nach vier Jahren wieder gewählt werde, oder daß er den Harlequinmantel der Präsidentschaft rechtzeitig abstreife und in den Purpur schlüpfe. Wie hätte er daran denken können, äußere Händel anzuzetteln, dem entthronten Papste beizuspringen? Wer an seiner eigenen Restaurirung arbeitet, der hat nicht Zeit, Anderen zur Restauration zu verhelfen. Sie begreifen nun, in welchem fatalen Dilemma ich mich befand, wo Alles davon abhing, ob sich der Papst in Rom auf die Dauer würde halten können oder nicht. Da saß ich in Paris und konnte mich nicht entscheiden. Alle Tage konnte die verhängnißvolle Botschaft kommen, die endlich heute Nacht wirklich gekommen ist — aber sie konnte auch ausbleiben, das Papstthum konnte sich in Rom durch eine günstige Constellation wieder consolidiren. Tag

um Tag verrann, die Präsidentenwahl rückte immer näher heran, die Erzbischöfe und Bischöfe, auf welche wir unbedingt zählen konnten, waren insgeheim nach Paris berufen nnd harrten gleich mir im tiefsten Inkognito auf die Parole, die ich ihnen geben sollte und zu meinem und ihrem Schmerze doch noch nicht geben konnte. Können Sie sich eine peinlichere Situation denken?"

Wieder hielt der Cardinal inne, um tief und schwer aufzuathmen, dann rief er wie aus erleichterter Brust:

„Jetzt sind die Würfel gefallen — das Verhängniß, welches den heiligen Vater aus Rom getrieben hat, hat mir einen Stein von der Brust genommen. Ich athme wieder auf und sehe klar das Ziel vor Augen, auf welches ich lossteuern muß. Die Katastrophe, welche momentan das Herz des Papstes mit Betrübniß erfüllt, hat die Blindheit von meinen Augen genommen. Ich bin wie durch ein Wunder plötzlich sehend geworden und weiß, daß alle Rücksichten jetzt vor der einen, großen, unmittelbaren Rücksicht zurücktreten müssen, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen. Die Oesterreicher sind durch die momentane politische

Constellation bei dem besten Willen außer Stande, ihn zurückzuführen — also muß Frankreich diese Mission übernehmen, französische Bajonette müssen die Widersacher des Papstes in Rom zu Paaren treiben, dieser muß unter ihrem Schutze triumphirend in Rom wieder einziehen."

„Wenn ich Sie also recht verstehe, so ist es heute nicht mehr Heinrich von Bourbon, den Sie als Candidaten für den Präsidentenstuhl aufzustellen und zu unterstützen gedenken," warf der Domherr schüchtern ein.

„Gestern noch würde ich die Parole Heinrich von Bourbon ausgegeben haben — heute lautet die Losung: Cavaignac!" sagte Micara mit feierlichem Ernst.

„Cavaignac!" rief der Domherr überrascht. „Ich zweifle nicht, daß Sie ihn mit Hülfe des Clerus durchbringen — aber wird er den Papst nach Rom zurückführen? Sie selbst sprachen vorhin ein gewichtiges Bedenken gegen ihn aus, welches ich vollkommen theile. Wird der Republikaner Cavaignac Lust haben, gegen die Republik Rom Fronte zu machen?"

„Dessen müssen wir uns erst versichern!" be-

merkte der Cardinal lebhaft. „Wir werden nicht blind auf die erste beste Karte setzen — wir werden Cavaignac's Candidatur nur dann unterstützen, wenn der Mann uns Garantieen bietet, wenn er feierlich verspricht, dem Papste Rom wieder auszuliefern. Und ich habe die beste Hoffnung, daß er die Garantieen gibt, daß er sich verpflichtet, den päpstlichen Thron in seiner ganzen Glorie wieder aufzurichten. Cavaignac ist ein guter, gläubiger, dem heiligen Vater ergebener Christ — er hat sich erst jüngst in einem an den Papst gelangten Schriftstücke als dessen unterwürfigsten und allergetreuesten Knecht bezeichnet. Er soll nun Farbe bekennen, er soll zeigen, daß das keine Phrase war — und ich habe die Zuversicht in mir, daß er sich als anhänglich bewähren wird. Er wird in erster Linie und vor Allem Katholik sein — und fände er in seinem Glauben, in seiner Religiosität nicht Sporn genug, dem Papste zu dienen, so wird er ihm aus Politik dienen. Der Republikaner Cavaignac kann nichts Besseres thun, als den Pakt, den ihm die Kirche anbietet, annehmen.“

Dupanloup schüttelte ungläubig den Kopf —

Micara aber fuhr fort, während ein sanftes, von Selbstvertrauen nicht freies Lächeln seine Züge erhellte:

„Lassen Sie es meine Sorge sein, bester Dupanloup, den Republikaner Cavaignac zu überzeugen, daß er nichts Besseres thun kann als mit uns gehen. Aber ich hoffe, daß ich nicht einmal nöthig haben werde, ihn bei der Politik zu fassen, daß er mir schon als Katholik Stich halten wird!“

„Eminenz scheinen mir in diesem Punkt etwas zu sanguinisch zu denken!“ konnte sich der Domherr nicht enthalten zu bemerken.

Der Cardinal überhörte den wohlgemeinten Einwurf und sagte:

„In drei Stunden werde ich wissen, wie ich mit Cavaignac daran bin und ob der Papst auf ihn zählen kann. Ich habe ihn hierher citirt.“

„Hierher?“

„Das Billet, welches die Einladung enthält, liegt auf meinem Schreibtische. Ich hoffe, daß er kommen wird.“

„Zu wem wird er zu kommen vermeinen?“ fragte Dupanloup neugierig.

„Zu dem Domherrn Dupanloup!“ erwiederte der Cardinal unbefangen. „Ich habe mir erlaubt Ihren Namen zu mißbrauchen und das Billet so zu stylisiren, als ob Sie es geschrieben hätten! Meine Erscheinung soll ihm eine Ueberraschung sein und ich hoffe viel von dem unmittelbaren Eindrucke. Wir sind Alle mehr oder weniger Schauspieler, lassen Sie uns also die Kunst der Ueberrumplung da in Anwendung bringen, wo sie uns große Vortheile verspricht. Der General wird in dem Glauben kommen, daß ihm der Domherr Dupanloup eine vertrauliche Mittheilung von Wichtigkeit zu machen habe und er wird sich unvermuthet dem Cardinal Ambrosio Micara gegenübersehen, den man die rechte Hand des Papstes nennt!“

„Und das nicht mit Unrecht!“ warf der Domherr mit einem verbindlichen Lächeln ein, welches der Cardinal übersah.

„Dann habe ich mir erlaubt,“ sagte Micara, „die Zeit des Diners für heute um eine Stunde hinauszuschieben und einige gute Freunde zu demselben einzuladen. Ich hoffe, daß Sie mir das nicht übel nehmen werden?“

Micara drückte die Hand des Domherrn, indem er mit einem feinen Lächeln fortfuhr:

„Es sind lauter Personen von Distinktion, wenn sie sich auch unter sehr einfachen Titeln verbergen! Wenn Ihr Diener das Billet an Cavaignac bestellt, kann er die übrigen Einladungsbriefe, welche bereits ausgefertigt auf meinem Schreibtische liegen, mitnehmen und mit besorgen. Er wird den Abbée Sardou im Hôtel des Capucins finden — Sie, verehrter Freund, werden aber vielleicht ein wenig überrascht sein, in dem schlichten Abbée Monseigneur den Erzbischof von Lyon zu erkennen!“

„Den Erzbischof von Lyon!“ rief Dupanloup überrascht.

Der Cardinal nickte leicht mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Der Abbée Duquesne wohnt im Hôtel Victoria Rue Choveau Lagarde — man nennt ihn sonst den Bischof von Toulouse. Den Abbée Rosier trifft der Bote im Hôtel Burgund — Sie aber werden in Rosier den Erzbischof von Bordeaux erkennen. Außer diesen werden noch die Bischöfe von Marseille, Tours, Agen, Rouen

Dijon und Versailles an der bescheidenen Mahlzeit theilnehmen, welche mein Koch Hannibal zu bereiten bereits Ordre hat!“

„Eminenz setzen mich in das äußerste Erstaunen“ — stammelte der Domherr verblüfft.

„Nun — nun“ — sagte der Cardinal im Tone sanfter Begütigung, indem er seine Hand auf Dupanloup's Schulter legte und diesem freundlich und doch bedeutungsvoll in die Augen sah — „ich hoffe, Sie werden sich in der kleinen, ausgewählten Gesellschaft wohl fühlen — denken Sie, daß Sie unter Ihresgleichen seien und thun Sie ganz so, als ob Sie wirklich unter Ihresgleichen wären — wenn mir recht ist, so ist der Bischofsitz von Orleans vakant — sollte man nicht Mittel finden, einen Seiner Heiligkeit treu ergebenen Priester mit demselben zu belohnen — einen Priester zum Beispiel von dem Caliber unseres würdigen Dupanloup“ —

„Halten Sie inne, Eminenz!“ flehte der Domherr mit bewegter, vor Erregung zitternder Stimme. „Sie beschämen und erdrücken mich durch so viel Huld, die ich nicht verdiene“ —

Der Cardinal schloß mit seiner Hand den

Mund des bescheidenen Domherrn und sagte gütig:

„Der heilige Vater hat selbst in seiner Bedrängniß und auf der Flucht noch immer Mittel in Händen, den Getreuesten unter seinen Getreuen auszuzeichnen und zu belohnen!“

„Ich bin schon hinlänglich ausgezeichnet und belohnt durch das Glück inmitten eines Kreises von Männern sitzen zu dürfen, welche die Zierden des französischen Clerus sind!“ stammelte der Domherr.

„Sie errathen,“ sagte der Cardinal, mit Gewandtheit von dem Thema abspringend, „warum ich den kleinen Kreis der Auserwählten gerade heute um mich versammle. Sie Alle, die ich Ihnen nannte, harren seit acht Tagen der Parole bezüglich der Präsidentenwahl — heute soll sie ihnen aus meinem Munde werden. Um zwei Uhr wird Cavaignac kommen, um sechs Uhr hoffe ich den Bischöfen ankündigen zu können, daß es Seine Heiligkeit sehr gnädig vermerken wird, wenn sie ihren ganzen Einfluß in ihren Diözesen geltend machen, damit Cavaignac zum Präsidenten gewählt werde. Und ehe es Mitter-

nacht schlägt, werden die Bischöfe die erhaltene Parole nach allen vier Windesrosen tragen — sie wird auch denen zugehen, die in Paris zu erscheinen verhindert waren und wer in Frankreich zu den Gläubigen zählt, wer auf das hört, was ihm im Beichtstuhle zugeflüstert, von der Kanzel zugerufen, von dem Pfarrer in freundlichem Gespräche in's Ohr geraunt wird, der wird für Cavaignac stimmen!"

„Des walte Gott!" sagte der Domherr, dem sich die unerschütterliche Zuversicht des Cardinals mitgetheilt hatte, ernst.

Dreizehntes Kapitel.

Der Cardinal Micara und der General Cavaignac.

Der Cardinal brachte die Zeit von zwölf bis zwei Uhr in großer Aufregung zu. Sobald ihn Dupanloup verlassen hatte und er allein war, wich die Zuversicht, die er jenem gegenüber zur Schau getragen hatte, von ihm. Wird Cavaignac dem Rufe folgen oder die räthselhafte Einladung unter dem ersten besten Vorwande ablehnen: das war die Frage, die er sich immer wieder von Neuem stellte und die ihn unstet aus einem Winkel seines Zimmers in den anderen, vom Schreibtische zum Fenster, vom Fenster zum Sopha, vom Sopha zum Lesepulte trieb.

Er war jeden Augenblick gefaßt darauf, einen Diener mit dem Ablehnungsschreiben des Generals

bei sich eintreten zu sehen — so oft er ein Geräusch hörte, schrak er zusammen und dachte, daß Dupanloup komme, um ihm zu melden, daß der so schmerzlich und sehnsuchtsvoll Erwartete abgesagt habe.

Er athmete erst wieder leichter, als der Zeiger der Uhr der zweiten Stunde nahe kam. Mit jeder Minute steigerte sich jetzt die Wahrscheinlichkeit, daß der General kommen werde. Um zwölf Uhr hatte er die Zeilen, die ihn dringend nach dem Hause des Domherrn beschieden, aus der Hand des Boten dieses letzteren entgegen genommen — wenn er nicht hätte kommen wollen, so wäre er sicherlich so artig gewesen, dies wenigstens sagen zu lassen, da der Brief, den Micara geschrieben, in den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt war und die Bemerkung enthielt, daß es dem Domherrn Dupanloup absolut unmöglich sei, den General in seiner Wohnung zu besuchen und daß er sich eben wegen dieser Unmöglichkeit, die er sich mündlich näher motiviren zu wollen vorbehielt, die Ehre seines Besuches erbitte.

Als es zwei Uhr schlug, schlug Micara's Herz hörbar.

Es fiel ihm jetzt erst ein, ob der General nicht an dem kategorischen Imperativ des Briefes, der das Rendezvous einseitig auf zwei Uhr festgesetzt hatte, Anstoß genommen habe . . .

Aber daran ließ sich jetzt nichts mehr ändern und überhaupt lagen die Sachen so, daß die ganze Angelegenheit über's Knie gebrochen werden mußte. Es war nun einmal Gefahr im Verzuge — es mußte sich entscheiden, so oder so.

Sobald der Zeiger über die zweite Stunde weg war, machte der Cardinal Toilette. Er schlüpfte in den Talar von violettem Sammt, wie ihn die Cardinäle bei festlichen Anlässen zu tragen pflegen, setzte das eigenthümlich geformte, in Hörnerspitzen auslaufende Käppchen von grellem Purpurroth auf, legte die schwere goldene Kette mit dem Kreuze, welches der Papst geweiht hatte, um den Hals und harrte nun in höchster Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Plötzlich schien es ihm, als ob er Wagengerassel höre — er näherte sich vorsichtig dem Fenster und stellte sich so, daß man ihn von unten nicht sehen konnte — er sah, wie ein Wagen vor dem

Hause hielt, wie ein Mann in Generalsuniform aus demselben sprang —

Weiter brauchte er nichts zu sehen — sein Antlitz strahlte von Siegesfreude, sein Athem ging rasch, aber nicht mehr in Furcht und Spannung, sondern in freudiger Erregtheit, auf seiner Lippe schwebte, unhörbar hingehaucht, die Jubelphrase: wir haben gesiegt!

Der Diener Dupanloup's hatte den Auftrag, den nach dem Domherrn fragenden General direkt in das Cabinet des Cardinals zu führen.

Dieser legte jetzt hastig die purpurrothen Handschuhe an und nahm in dem Lehnstuhle Platz, der neben dem Schreibtische stand, über welchem das Bild des gekreuzigten Erlösers hing — mit dem Untertheile ein Kästchen streifend, das in die Wand eingelassen und verschlossen war.

Jetzt pochte es an die Thür — auf das Herein des Cardinals wurde der Kammerdiener Dupanloup's sichtbar, der einem Fremden, der die Campagneuniform der französischen Generale trug, ehrerbietig den Vortritt ließ.

Micara's Herz zitterte vor Freude, denn das

war der Todtenkopf Cavaignac. Kein zweiter Mensch auf Erden trug einen so ausgesprochenen Todtenkopf zwischen seinen zwei Schultern.

Cavaignac trat rasch ein und heftete einen Blick voll Ueberraschung auf Micara.

Der Mann, der sich eben majestätisch erhob, um ihm einen Schritt entgegenzugehen, war nicht Dupanloup — war überhaupt kein einfacher Domherr — dies violette Gewand, diese scharlachrothe Kappe waren Abzeichen der Cardinäle — Cavaignac sah sich plötzlich einem Räthsel gegenüber, dessen Lösung er nicht ohne Spannung erwartete.

„Ich habe darauf gerechnet, zu dem Domherrn Dupanloup geführt zu werden," begann er langsam —

„Ich kann mir daher Ihr Erstaunen denken, wenn Sie sich dem Cardinal Ambrosio Micara gegenübersehen!" fiel der Cardinal dem General würdevoll in's Wort.

„Dem Cardinal Micara — dem alter ego Seiner Heiligkeit?" rief Cavaignac wie aus den Wolken gefallen, und die äußerste Ueberraschung und der Respekt, den ihm der Name einflößte, der

eben genannt worden war, kamen in seiner lebhaften Frage zum Ausdrucke.

Der Cardinal griff nach dem Kreuze, das an der goldenen Halskette befestigt war, hob es in die Höhe, als ob er es dem General reichen wollte und sagte feierlich:

„Dem Cardinal Ambrosio Micara, der nach Paris gekommen ist, um Ihnen den apostolischen Segen zu überbringen.“

Die Rede des Cardinals wirkte mit Zaubermacht auf den General. Sie tönte ihm wie ein „Auf die Kniee! — auf die Kniee!“ in die Ohren, sie drückte ihn zu Boden, sie knickte unwillkührlich seine Kniee und der rauhe Krieger, der wenige Monate vorher mit 70,000 Soldaten 70,000 Blousenmänner in siebentägiger Straßenschlacht niedergeworfen hatte, sank vor dem schlichten Worte des Cardinals in die Kniee.

Micara hielt ihm das goldene Kreuz entgegen und sagte:

„Der Papst, der Sie durch mich segnet, hat dies Kreuz gesegnet!“

Cavaignac, an welchem noch das Blut der Junischlacht klebte, beugte sich vor und

brachte seine Lippen an das goldene Kreuz — er küßte es.

Der Cardinal ließ es fallen und erhob die nun wieder freie Hand, um den General zu segnen.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ — sagte er mit feierlichem Ernst — „es ist der heilige Vater, der Sie, seinen getreuesten Knecht, durch meinen Mund segnet — es ist das Auge dessen, der sich in christlicher Demuth den Knecht der Knechte Gottes nennt, das in diesem Augenblick wohlgefällig auf Ihnen ruht — es ist seine Hand, die sich Ihnen entgegenstreckt!“

Sie wurde nicht umsonst ausgestreckt, diese Hand — der General ergriff sie und küßte sie mit Inbrunst — sie war ihm nicht die Hand Ambrosio Micara's — sie war ihm ein heiliges Symbol päpstlicher Huld, päpstlichen Segens — er küßte die Hand des Papstes, indem er die Hand des Cardinals küßte.

„Ich bin der unterwürfigste Knecht des Knechtes der Knechte Gottes!“ flüsterte Cavaignac, indem er die Hand Micara's fahren ließ und sein Haupt

demuthvoll neigte. Dann erhob er sein Auge mit schwärmerischem, frommem Aufschlag zu Micara und fuhr fort:

„Ich bitte Euer Eminenz, Seiner Heiligkeit meinen kindlichen, ehrfurchtsvollen Dank für die Gnade, deren er mich gewürdigt hat, zu vermelden.“ Cavaignac erhob sich, Micara reichte ihm die Hand.

„Nehmen Sie Platz!“ sagte er, auf einen Sessel zeigend, der neben dem Schreibtische stand. „Ich will Ihnen nun sagen, warum ich Sie einlud hierher zu kommen und diese Einladung mit dem Namen meines Freundes Dupanloup deckte — ich will Ihnen sagen, warum ich von Rom nach Paris kam!“

Cavaignac legte sein Käppi auf den Schreibtisch und setzte sich dem Cardinal gegenüber, indem er den Griff des Säbels in die rechte Hand nahm.

„Die Kirche will ihren Frieden machen mit der französischen Republik!“ sagte der Cardinal feierlich. „Um wegen dieses Friedens zu unterhandeln, ihn wo möglich abzuschließen, darum bin ich hier. Ich habe Ihnen den apostolischen Segen gebracht — indem Ihnen Seine Heiligkeit den-

selben durch mich spendete, wollte sie Ihnen ihre Anerkennung darüber ausdrücken, daß Sie es durch Ihre Entschlossenheit und Tapferkeit der Kirche ermöglicht haben, mit der Republik einen dauernden Frieden abzuschließen. Mit der Republik, wie sie sich vor dem Juni, vor Ihrem großen Siege über die rothe Anarchie anließ, konnte die Kirche keinen Pakt eingehen — mit der Republik, die sich in dem Diktator Cavaignac, dem die Ordnung ihre Wiederherstellung, die Gesellschaft ihre Wiederaufrichtung verdankt, gipfelt, kann die Kirche, die in dem päpstlichen Stuhle ihren Ausdruck und ihre äußere Repräsentation findet, paktiren."

„Sie überschätzen meine Verdienste, Eminenz!" warf der General bescheiden ein.

Micara beantwortete den Einwurf mit einem feinen, verbindlichen Lächeln und fuhr fort:

„Die Kirche ist also bereit, die Republik anzuerkennen und sich mit ihr auf guten Fuß zu setzen."

„Welcher gute Republikaner würde das nicht mit Vergnügen hören!" rief Cavaignac lebhaft.

„Aber Auge um Auge, Glied um Glied —

so steht es geschrieben!" fuhr der Cardinal gelassen fort. „Ein Dienst ist des anderen werth. Wenn der Papst die Republik sanktionirt — wenn er sie nicht blos äußerlich anerkennt, sondern ihr auch im Geiste und in der Wahrheit entgegenkommt, so hat er auch ein Recht zu verlangen, daß ihm Gleiches mit Gleichem erwiedert wird! Die Republik muß auch den Papst anerkennen, muß dem Papste geben, was des Papstes ist!"

„Es fällt Niemandem in Frankreich ein, dem Papste etwas von dem, was ihm gehört, vorzuenthalten!" vertheidigte Cavaignac die Republik.

„Ich will es glauben — aber wo sind die Garantieen? Der Papst kann sich heute nur auf Frankreich stützen, dessen Könige bis noch vor kurzem die katholischesten unter den katholischen hießen. Wird die Republik in die Fußstapfen der Könige treten, wird sie das Beiwort katholisch festhalten? Wird sie, wenn dem Papste einmal eine Gefahr drohte, mannhaft für ihn einstehen und der Welt zeigen, daß Frankreich, auch ohne Könige, immer noch der katholischeste unter den katholischen Staaten ist? Das ist der Punkt, über

welchen Seine Heiligkeit Gewißheit haben muß, ehe sie ihren Frieden mit der Republik dauernd, aufrichtig und ohne Rückhalt macht, ehe sie diese nicht blos äußerlich, sondern auch moralisch anerkennt und gelten läßt!"

„Seine Heiligkeit wird an Frankreich, meiner vollsten Ueberzeugung nach, immer einen zuverlässigen Beschützer haben!" bemerkte Cavaignac ausweichend. „Eine Bürgschaft kann natürlich in dieser Uebergangszeit Niemand übernehmen — eine solche könnte erst der Mann bieten, der am nächsten zehnten Dezember als der Auserwählte des Volkes aus der Wahlurne hervorgeht!"

„Wird dieser Auserwählte des Volkes geneigt sein, die Hand, die der Papst ihm und durch ihn der Republik bietet, offen und loyal aufzunehmen?"

Cavaignac zuckte die Achseln.

Der Cardinal heftete seinen vollen Blick auf ihn, indem er in seiner Fragestellung fortfuhr und sie mit einem bedeutungsvollen Lächeln begleitete:

„Wie würden Sie sich zum Beispiel zum Papste stellen, wenn Sie das Glück hätten, sich am Abend des zehnten Dezember als der Auserwählte des Volkswillens betrachten zu dürfen?"

Der General schien betroffen. Er zwinkerte mit den Augen, sah den Cardinal wiederholt forschend an, bewegte mit leisem Schütteln den Kopf und schwieg.

„Deutet Ihr Schweigen auf Hintergedanken, Herr General?" forschte Micara, sein Lächeln festhaltend. „Warum geben Sie nicht Offenheit gegen Offenheit?"

„Weil es mir vorkommt, als ob Sie mich ausholten, Eminenz!" sagte Cavaignac langsam, indem er an seinem Knebelbarte zupfte. „Und doch weiß ich nicht, warum Sie mich ausholen sollten? Meine Gesinnungen liegen sonnenklar am Tage — sowohl was meine politische Ueberzeugung als meine Haltung gegen den Papst und die Kirche anlangt. Diese kann keinen ergebeneren Parteigänger, der Papst keine ihm anhänglichere Seele haben als jene Cavaignac's. Meine Ergebenheit für ihn könnte nur durch das Interesse Frankreichs begrenzt werden. Denn ebenso offen wie ich mich als den wärmsten Anhänger des Papstes bekenne, sage ich auch: Frankreich über Alles. Zuerst Frankreich — dann der Papst Sie werden zugeben, Herr Cardinal, daß man sich

nicht deutlicher ausdrücken kann. Wenn meine Sprache sogar vielleicht dem alter ego des Papstes gegenüber eine zu deutliche ist, so mögen Sie eine Entschuldigung für diesen Mangel an Delikatesse in dem Umstande suchen, daß Sie mich selbst aus meiner Reserve gedrängt haben!"

„Ihre Offenheit verletzt mich nicht nur nicht, sondern sie freut mich sogar aufrichtig!" sagte der Cardinal herzlich. „Je weniger wir uns und unsere Standpunkte gegen einander verhüllen, desto mehr Aussicht haben wir, uns zu verstehen und zu einem Abschlusse zu kommen!"

„Zu einem Abschlusse?" dehnte Cavaignac verwundert. „Was könnte Seine Heiligkeit mit dem Manne abzuschließen haben, dessen Regiment in einem Monate zu Ende ist? Glauben Sie nicht, daß ich die Chancen, die ich habe, gewählt zu werden, überschätze! Ich habe nicht viele Freunde in diesem Frankreich, das ich so sehr liebe! Ich habe Paris mit eiserner Hand niedergeworfen — das verzeihen mir Viele nicht — zu Viele, als daß ich auf den zehnten Dezember überschwengliche Hoffnungen setzen dürfte. Ich bin mit meiner eisernen Ruthe ein nothwendiges Uebel für

Frankreich — und nothwendige Uebel schüttelt man gar zu gerne ab! Ich glaube auch fest, daß sich die Franzosen die Gelegenheit, mich am zehnten Dezember abzuschütteln, nicht entgehen lassen werden. Oder glauben Sie, die Holländer hätten den Herzog Alba seiner Zeit zum Präsidenten von Holland gewählt, wenn damals schon das allgemeine Stimmrecht erfunden gewesen wäre? Und ich bin eine Art französischen Alba's!"

Der General lächelte bitter, indem er sich wieder, diesmal aber rascher und ungestümer, seinen schütteren, grauangehauchten Knebelbart strich.

„Sie können Recht haben, Herr General!" nahm Micara wieder mit einer unerschütterlichen Ruhe das Wort. „Wenn Sie Ihre Sache auf sich selbst stellen, werden Sie vielleicht den Kürzeren ziehen. Auf wie viele Stimmen glauben Sie rechnen zu können?"

„Pah! — auf eine Million, wenn's hoch kommt!"

„Sie sprechen sehr geringschätzig von Millionen, Herr General!" meinte Micara kopfschüttelnd. „Wenn man nur vierthalb Millionen braucht, um durchzudringen, und eine Million hat, so ist diese

Million nicht so gar gering anzuschlagen, wie Sie sie da zu taxiren scheinen!"

„Es fehlen immer noch dritthalb Millionen!" trumpfte der General die Eminenz lakonisch und mit einem frostigen Lächeln ab.

Die Eminenz ließ sich aber nicht abschrecken, sondern sagte, ihren bedeutungsvollen Blick wieder auf ihr Gegenüber richtend:

„Warum sehen Sie sich nicht nach Alliirten um, Herr General? Als Kriegsmann, als guter Stratege sollten Sie wissen, wie viel Alliirte bei einem Feldzuge wiegen! Sie antworten nichts? Muß man Ihnen denn die Allianz entgegentragen?"

Cavaignac richtete einen forschenden, gespannten Blick auf Micara, der, ohne sich beirren zu lassen, fortfuhr:

„Wenn Ihnen die Kirche die dritthalb Millionen Stimmen, die Sie brauchen, zuführte, wären Sie zu einer Gegenleistung bereit?"

Der General schwieg einen Augenblick, dann murmelte er mit unsicherer Stimme:

„Wenn sie eine angemessene wäre" —

„Was nennen Sie eine angemessene Gegenleistung?" griff Micara das Wort auf.

„Wenn Frankreich's Interesse dabei keine Schmälerung erlitte!" erläuterte Cavaignac kurz.

„Gut! Das habe ich erwartet!" sagte der Cardinal zufrieden. „Frankreich über Alles — ich erkenne die Vollberechtigung dieses Ihres Standpunktes an und will auf Grundlage desselben mit Ihnen unterhandeln! Halten Sie es vor Allem für möglich, daß Ihnen die Kirche die dritthalb Millionen Stimmen, die Ihnen fehlen, um Präsident der französischen Republik zu werden, zuzusichern in der Lage sei?"

„Warum nicht? Die Kirche kann viel — der Clerus ist auf dem flachen Lande allmächtig, wenn er auf die Gewissen einwirkt und die Gemüther nach einer Richtung hinlenkt, wenn er zu allen erlaubten Waffen greift und alle Minen springen läßt, wenn er da, wo der Mann schwankt, ihm durch die Frau beizukommen weiß: dann ist es wohl möglich, daß er zwei bis dritthalb Millionen Seelen für den Wahltag in seine Uniform bringt."

„Sie zweifeln also nicht, daß die Kirche, wenn sie sich engagirt und ihr Wort verpfändet, dies Wort auch einzulösen vermöge? Die Hauptsache

wäre da — das Vertrauen Ihrerseits! Wenn Sie überzeugt sind, daß wir, indem wir sprechen, nicht leeres Stroh dreschen — daß es der Kirche nicht unmöglich ist, Sie siegen zu machen, dann haben wir eine feste Basis und können uns leicht verständigen. Es kommt nun allein darauf an, ob wir die Bedingung erfüllen können, die Sie uns stellen, und ob Sie auf jene eingehen, die wir Ihnen stellen."

„Wie lautet Ihre Bedingung?" forschte der General, indem er seine beiden Hände auf den Säbel stützte und den Kopf neugierig vorstreckte.

„Denken Sie," sagte der Cardinal langsam, „der Papst wäre durch die Revolution aus Rom verdrängt" —

Micara hielt einen Augenblick inne und sah den General prüfend an — es lag ihm offenbar daran, in's Klare zu kommen, ob dieser wirklich noch keine Ahnung davon habe, was sich in Rom vorbereite, was dort schon geschehen sei. Denn es war immerhin möglich, daß die Depesche, welche die französische Regierung von der Flucht des Papstes benachrichtigte, bereits in Paris und in den Händen Cavaignac's war, und daß dieser

damit nur hinter dem Berge hielt, um seine Stellung dem Cardinal gegenüber fester zu machen.

Aber Cavaignac änderte in nichts seine starre Haltung — er schien also wirklich nichts zu wissen.

„Denken Sie sich," setzte Micara die angefangene Rede ruhig fort, „der Papst wäre durch die Revolution aus Rom verdrängt — ich sage nur, setzen wir den Fall, er wäre verdrängt und Sie wären Präsident in Frankreich. Was hätte der Papst von Ihnen zu erwarten, was wäre die Politik, die Sie verfolgen würden?"

Cavaignac zögerte mit der Antwort und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich ermesse den Grund Ihrer Zögerung," fuhr Micara fort, „der Conflikt, in welchen Sie eine solche Katastrophe in Rom mit sich selbst bringen würde, wäre kein geringer!"

„Conflikt mit mir selbst?" bäumte sich der General in die Höhe und seine Haltung schien eine schroffe Abwehr zu bedeuten.

Micara ließ sich hierdurch nicht einschüchtern, sondern fuhr fort:

„Wie wollen Sie es anders nennen, als einen Conflikt? Ihr Gefühl, Ihre natürliche Sym-

pathie müssen Sie, als guten, dem Papste ergebenen Katholiken, mit Macht dahin drängen, dem Papste zu Hilfe zu eilen, das Schwert Frankreichs zu entblößen und es wuchtig für Pius in die Wagschale zu werfen. Aber gegen den Katholiken Cavaignac würde sich der Republikaner Cavaignac empören. In Rom wäre die Republik und Ihre Neigung würde Sie dahintreiben, diese Republik zu schonen, zu begünstigen. Es würde Ihnen vielleicht scheinen, daß Sie der Republik Frankreich besser dienen, wenn Sie der Republik Rom beistehen, als wenn Sie dem Papste beistehen. Sie schweigen noch immer? Ich hatte also so unrecht nicht, als ich Ihre wunden Stellen rücksichtslos offen legte und von einem Conflikte sprach. Aber wir nahmen an, daß Sie schon Präsident seien und freie Hand hätten. Nun sind Sie es noch nicht und Sie müssen nun erwägen, womit Sie Frankreich einen größeren Dienst leisten: ob damit, daß Sie es werden, oder damit, daß Sie es nicht werden. Sie haben selbst zugegeben, daß Sie es nur werden können, wenn Ihnen der Clerus hilft. Dieser wird Ihnen aber nur dann in die Hände

arbeiten, wenn Sie sich in der römischen Affaire der Politik der freien Hand begeben, wenn Sie sich verpflichten, für den Papst einzutreten, sobald dieser in Rom bedroht oder aus Rom verdrängt würde!"

„Ich glaube nicht, daß wir auf dieser Grundlage zu einer Vereinbarung gelangen!" sagte Cavaignac trocken, indem er sich erhob. Seine Haltung schien anzudeuten, daß er die Unterhaltung abgebrochen zu sehen wünschte.

Micara's Zähigkeit überdauerte jedoch auch diese Probe.

„Sie glauben also nicht, daß es von Vortheil für die französische Republik wäre, wenn Sie Präsident würden?" fragte er, indem er gleichfalls aufstand.

Die scharfe Betonung des Wortes Republik machte den General stutzig — er sah den Cardinal fragend an, als ob er eine Aufklärung wünsche.

„Ich will Ihre Geduld noch einen Augenblick in Anspruch nehmen!" sagte Micara lächelnd und lud Cavaignac durch eine Handbewegung ein, nochmals Platz zu nehmen.

Dieser gab halb widerstrebend nach.

„Was wird aus der Republik, wenn Sie nicht gewählt werden sollten?“ fragte Micara rasch, indem er die Hand Cavaignac's ergriff und diesem fest in's Auge sah. „Die Exaltirten sind glücklich niedergeworfen — es ist wahr! Dank Ihrem Schwerte sind wir vor den Blanqui's, Barbès', Blanc's, selbst vor den Ledru-Rollin's sicher! Aber wie nun, wenn wir in's entgegengesetzte Extrem verfielen? Wie nun, wenn der General Cavaignac blos darum die Republik gerettet hätte, damit sie die Bourbon's erbten? Haben Sie mich denn nicht verstanden, General, als ich Ihnen andeutete, daß die Kirche ihren Frieden mit der Republik machen wolle? Es kommt dabei nur auf Sie an — in Ihrer Hand liegt die Republik zum zweiten Mal — ehe Sie dieses Zimmer verlassen haben, haben Sie sie entweder zum zweiten Male gerettet — oder Sie haben sie begraben. Schlagen Sie ein, engagiren Sie sich für den heiligen Stuhl und die Republik bleibt unangetastet stehen, denn Cavaignac, der Republikaner Cavaignac, wird ihr Präsident! Weisen Sie aber die Hand, welche

Ihnen die Kirche durch mich, vom versöhnlichsten Geiste beseelt, bietet, zurück, so ist es natürlich, daß diese eine andere Combination eingeht, daß sie sich auf die Seite eines legitimistischen Candidaten schlägt und diesen mit aller Kraft unterstützt. Was hat aber die Republik zu erwarten, wenn etwa Heinrich von Bourbon Präsident von Frankreich wird?"

Cavaignac rutschte unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Der von Micara hingeworfene Gedanke hatte allem Anscheine nach gezündet — der General brütete über etwas, was plötzlich, unerwartet an ihn herangetreten war.

Micara sah mit tiefer Genugthuung den Eindruck, den seine Schlußfolgerung auf den Soldaten gemacht, und fuhr fort das Eisen zu schmieden.

„Sagten Sie nicht, Frankreich über Alles?" haranguirte er den General. „Wenn Sie die Wahl haben zwischen der Republik Frankreich und der Republik Rom — können Sie da auch nur einen Augenblick lang sich besinnen? Die Kirche wird die Republik Rom auch ohne Frankreich schließlich doch wieder über den Haufen

werfen. Es kann ein Jahr, vielleicht ein Jahrzehend herber Prüfung für sie, für den Papst kommen — aber was wiegt ein Jahr, was ein Jahrzehend der Ewigkeit gegenüber, welche die Kirche vertritt? Die Kirche ist schon aus herberen, schwereren Prüfungen siegreich hervorgegangen — wie ein Phönix hat sie sich immer wieder aus ihrer Asche erhoben, in welche sie die Feinde niedergeschmettert und aufgelöst zu haben glaubten. Wie ein Phönix wird sie sich auch diesmal, über kurz oder lang, wieder erheben und verjüngen — das Papstthum wird', wie jener Riese aus der Erde, sobald er dieselbe berührte, aus der Bedrängniß neue Kräfte saugen — der Papst wird wieder in Rom einziehen, die Republik wird in der Siebenhügelstadt wie ein Kartenhaus auseinanderfallen — aber mit ihr, vor ihr wird es auch um die Republik in Paris geschehen sein! General Cavaignac wird im Juni 1848 umsonst gekämpft haben, um die gemäßigte Republik zu retten — er wird es nicht verhindern können, daß Frankreich wieder eine Monarchie wird!"

Cavaignac sprang voll innerer Unruhe auf — die Worte Micara's, die so wuchtig und über-

zeugend auf seine Seele hämmerten, hatten offenbar den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht.

Er trat an's Fenster — Micara folgte ihm dahin.

Es galt den letzten Mauerbrecher in Bewegung zu setzen, den letzten Sturmlauf zu versuchen.

„General," sagte er feierlich, „Sie können sich nicht verhehlen, daß Sie an einem Wendepunkte Ihres Lebens angelangt sind — und die Republik mit Ihnen! Sie und die Republik fallen jetzt in einen Begriff zusammen — wie jener österreichische Dichter zu dem Marschall Radetzky sagen konnte: in Deinem Lager ist Oesterreich, ebenso und noch mit viel größerem Rechte läßt sich sagen: in Cavaignac's Lager ist die Republik! Mit Ihnen steht und fällt die Republik — wenn es Ihnen gelingt, Präsident zu werden, so haben Sie vier Jahre vor sich, um an der Befestigung der Republik zu arbeiten — werden Sie nicht Präsident, so wird in diesen selben vier Jahren ein Anderer an der Befestigung und Wiedereinführung der Monarchie arbeiten. So steht die Frage. Fragen Sie nun auch Ihr Gewissen, Herr General — es soll Ihnen

sagen, ob Sie auch nur die Möglichkeit in Erwägung ziehen dürfen, die Vortheile, die Ihnen und der Republik der gegenwärtige Augenblick in die Hand gibt, zurückzuweisen! Wenn Sie ehrlich die Republik wollen, müssen Sie Alles daransetzen Präsident zu werden und das Terrain denen zu entziehen, die, zur Gewalt gelangt, maulwurfsartig an der Untergrabung der Republik arbeiten würden! Wir bieten Ihnen aber den Präsidentenstuhl — also müssen Sie auch unsere conditio sine qua non annehmen! Der große Dienst, den wir Ihnen, Frankreich, der Republik leisten, ist des Opfers werth, welches für den Katholiken Cavaignac nicht einmal ein Opfer ist! Ich habe gesprochen, Herr General, es ist an Ihnen, mit einem kurzen Ja oder Nein zu antworten! Die Kirche streckt Ihnen durch mich die offene Hand entgegen — schlagen Sie ein — sagen Sie ja und Sie haben die Republik zum zweiten Male gerettet!“

„Nun denn in Gottes Namen — Ja!“ rief der General überwältigt, während sich in seinen Zügen die höchste Aufregung ausprägte.

Die Hände der beiden Männer lagen in einander — der Gesichtsausdruck der beiden kon-

trastirte lebhaft mit einander — hier das strahlende, siegesruhige, schöne Gesicht Micara's — dort die convulsivisch arbeitenden, zuckenden, im Kampfe noch häßlicheren Züge des Todtenkopfes Cavaignac — es war ein Gegenüber, welches verdient hätte in einem Bilde festgehalten zu werden.

„Das wäre also abgemacht!" sagte Micara feierlich, Cavaignac's Hand festhaltend. „Wir führen Ihnen die Stimmen Aller zu, die in Frankreich zu uns halten, mit uns gehen — Aller, die in Frankreich glauben oder zu glauben sich die Miene geben — Sie aber verpflichten sich, Präsident geworden, Frankreichs Schwert für den bedrohten Papst zu zücken, Pius den Neunten über die Revolution triumphiren zu machen, ihm Rom wieder in alter Geschmeidigkeit zu Füßen zu legen!"

„Ich verpflichte mich dazu!" sagte Cavaignac ernst.

„Schwören Sie, General," drängte Micara, „der Eid soll nicht eine neue Garantie für die Kirche sein, denn wir glauben dem Worte des Generals Cavaignac — der Eid soll lediglich eine Schutzwehr sein, die Sie gegen sich selbst aufrichten; er soll verhindern, daß Sie später doch

einmal nicht mit sich selbst in Conflikt gerathen. Das gegebene Wort kann man vor sich selbst hinwegräsonniren, der Eid ist etwas Positives, er läßt kein Compromiß zu — er will gehalten oder gebrochen sein. Und wir versehen uns von dem Katholiken Cavaignac, daß er keinen Eid zu brechen im Stande ist! Sind Sie bereit zu schwören, Herr General?"

„Ich will schwören, wenn Sie darauf bestehen!"

Anstatt aller Antwort berührte der Cardinal das in die Wand eingelassene Kästchen, welches über dem Schreibtische und unter den Füßen des Erlöserbildes angebracht war.

Es zeigte sich, daß das Kästchen Reliquien enthielt — einen Span vom Kreuze Christi, einen Daumen der Mutter Gottes, einen Zahn des heiligen Petrus.

Der Cardinal machte Cavaignac auf die Bedeutung dieser Heiligthümer aufmerksam und sagte ihm dann folgende Worte vor, welche Cavaignac nachsprach, indem er zwei Finger der rechten Hand zum Himmel hob und sein Auge auf den Reliquienschrein heftete:

„Ich schwöre, den heiligen Vater in seinen

Nöthen nie zu verlassen, ihm und der Kirche immer, komme was da wolle, ein treuer, zuverlässiger, aufopfernder Sohn zu sein — ich schwöre, den heiligen Vater, wenn er dem Unglauben das Feld räumen und Rom verlassen müßte, im Triumphe wieder dahin zurückzuführen und überhaupt Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um den heiligen Stuhl, wenn ihn Frevlerhände umstürzen sollten, wieder in seiner alten Macht und Herrlichkeit aufzustellen — dies schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!"

„Dies schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!" hallte Cavaignac's Wort nach.

„Der Vertrag ist abgeschlossen, Herr General," sagte Micara ernst, nachdem Cavaignac die zum Schwur erhobene Hand hatte fallen lassen — „und ich will Sie nicht länger Ihren wichtigen Geschäften entziehen! Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz, Herr General!"

Es dämmerte, als Cavaignac sich zum Gehen anschickte, seinen Säbel fester schnallte und nach seinem Käppi griff.

Micara klingelte — ein Diener brachte Licht.

„Sind die Abendblätter noch nicht da?“ warf der Cardinal hin.

„Ich bringe Sie mit, Hochwürden!“ entgegnete der Diener und überreichte dem Cardinal einige zusammengefaltete Journale.

Dieser nahm das zu oberst liegende auf, warf einen flüchtigen Blick auf die Stelle, wo die neuesten Nachrichten zu stehen pflegten und reichte es mit einer Geberde der Ueberraschung dem General.

„Lesen Sie, Herr General!“ sagte er, mit dem Finger eine fett gedruckte Stelle berührend.

Cavaignac las mit anfangs ruhiger, dann immer bewegter werdender Stimme:

„In dem Augenblick, wo unser Blatt in die Presse geht, wird uns ein Telegramm zugestellt, welches lautet: Civitavechia. Der Papst hat sich in der verflossenen Nacht aus Rom geflüchtet und wie es heißt, nach Gaëta gewendet.“

„Welche Nachricht!“ rief Cavaignac, indem das Journal seiner zitternden Hand entsank.

„Sie muß gekommen sein, während wir uns unterredeten!“ sagte Micara langsam. „Ihre Minister werden das Telegramm auch bereits in

Händen haben — man wird Sie gesucht haben und ich mache mir lebhafte Vorwürfe, daß ich Sie so lange zurückgehalten habe!“

Der General sah, wie von einem plötzlichen Gedanken unangenehm berührt, den Cardinal durchdringend an — in diesem Blicke lag, Micara fühlte es, ein Mißtrauensvotum, Cavaignac schien zu ahnen, welches Spiel Micara mit ihm getrieben habe.

Micara bemühte sich die unbefangenste Miene anzunehmen, indem er lächelnd bemerkte:

„Das Gefürchtete ist also schon eingetroffen — eingetroffen, während wir es noch als eine mögliche Zukunftseventualität in Erwägung zogen! Ich hoffe, Herr General, Sie bereuen den Eid nicht, den Sie in meine Hand geschworen haben — ich würde Sie desselben entbinden, wenn er Sie drückte, wenn er eine Fessel für Sie wäre. Als Sie ihn schwuren, waren Sie nicht gefaßt darauf, daß Sie das Schicksal so rasch beim Worte nehmen würde! Wenn Sie die Bürde der Präsidentschaft in dem Augenblick, wo es gilt, den hilflosen heiligen Vater wieder aufzurichten, für zu schwer halten, so brauchen Sie es

nur auszusprechen — und Alles bleibt beim Alten, wir werden andere Freunde und Beschützer suchen!"

„Ich werde halten, was ich geschworen habe," beantwortete Cavaignac die versteckte Anspielung an seine Gefühle als Katholik.

„Ich danke Ihnen im Namen des schwergeprüften heiligen Vaters, dem ich mit Vergnügen berichten werde, wie groß und entschlossen Sie diese Stunde gesehen hat! Gehen Sie mit Gott, General — wir werden das Unsrige thun — und wenn wir es gethan haben, dann thun Sie das Ihrige!"

Cavaignac hatte sich kaum empfohlen, als sich der Cardinal auch schon elastischen Schrittes zu dem Domherrn begab.

Als ihn dieser kommen sah, ging er ihm entgegen und suchte in seinen Zügen zu lesen. Sein Blick war eine Frage, die Micara sofort mit einer Stimme beantwortete, aus welcher das Jauchzen der Seele hörbar hervorklang.

„Ich habe ihn" — jubelte der Cardinal — „ich halte ihn fest — ich habe seinen Eid — mehr brauche ich nicht!"

„Ich bewundere Sie!“ warf Dupanloup hin.

„In einer Stunde werden unsere Gäste kommen,“ fuhr Micara fort, „und ich werde ihnen die Parole geben können, auf die sie so lange warten. Sie werden sie über Frankreich ausstreuen — wie Christus einst die Apostel nach allen Weltgegenden aussandte, so wird sie der heilige Vater durch mich in alle Theile Frankreichs ausschicken, damit sie den Namen des Heils für Rom, den Namen Cavaignac, allerorten predigen! Ich bedarf jetzt einen Augenblick der Erholung, da mich die letzten Stunden und überhaupt die Mühen dieses wichtigen Tages sehr angestrengt haben — ich will mich in mein Zimmer zurückziehen, wenn unsere Gäste vollzählig versammelt sind, lassen Sie es mich wissen!“

Vierzehntes Kapitel.

Micara und Louis Napoleon.

Der Cardinal sollte die Ruhe, die er suchte und deren er so sehr bedurfte, nicht sobald finden. Er hatte sich kaum in die Einsamkeit seines Zimmers zurückgezogen, als ihm der Diener auch schon eine Karte überbrachte und meldete, daß der Herr, der sie ihm gegeben, im Vorzimmer warte.

Micara warf voll übler Laune über die ungelegene Störung einen flüchtigen Blick auf die Karte und stutzte, als er auf derselben den Namen „Louis Napoleon Bonaparte“ las.

„Ein seltsamer Besuch!“ murmelte der Cardinal. „Was mag er wollen? Sollte er das Incognito des Abbée Saxoni durchschaut haben? Es muß so sein! Ich sehe, daß ich auf einem

gefährlichen Boden stehe — es ist gut, daß meine Mission hier zu Ende geführt ist, daß ich gehen kann!"

„Was soll ich dem Herrn im Vorzimmer sagen?" fragte der Diener, als er den Cardinal in Gedanken versunken dastehen sah.

Micara überlegte noch einen Augenblick, dann sagte er:

„Lassen Sie ihn eintreten!"

„Ich bin zu neugierig, als daß ich ihn nicht empfangen sollte!" sagte der Cardinal zu sich selbst, während er gespannt auf die Thür blickte, durch welche im nächsten Augenblick Louis Napoleon eintrat.

Die beiden Männer standen einander einen Augenblick sprachlos gegenüber, einer den andern beobachtend, studirend.

Der Prinz war der erste, der das Schweigen brach.

„Eminenz," sagte er, „brauche ich Ihnen erst zu sagen, warum ich komme? Sollten Sie es nicht bereits errathen haben?"

„Sie haben bisher mehr errathen als ich — Ihre Anrede beweist das!" sagte der Cardinal vorsichtig. „Sie wissen, wer ich bin?"

„Noch mehr" — erwiederte der Prinz mit

einer höflichen Verbeugung, „ich weiß auch, warum Sie hier sind — warum der General Cavaignac soeben hier war!"

„Sie scheinen sich stark auf's Spioniren zu verlegen!" sagte der Cardinal mit frostiger Miene und im abstoßendsten Tone, indem er sich stolz aufrichtete.

„Wenn man Krieg führt, ist das Spioniren erlaubt!" bemerkte der Prinz lächelnd. „Ich bekriege Cavaignac — also ist's natürlich, daß ich ihn beobachte. Ich brauche Hilfstruppen, also ist's wieder natürlich, daß ich mir die strategischen Bewegungen Seiner Eminenz, des Cardinals Micara, nicht entgehen lasse!"

Der Cardinal streifte den Prinzen mit einem feinen, ironischen Lächeln und sagte:

„Ich möchte wissen, was den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte berechtigte, seine Hilfstruppen bei dem Cardinal Micara zu suchen — vielleicht sein römischer Feldzug vom Jahre 1831, der ihn als den Feind des Heiligen Stuhles bis vor die Mauern Roms führte?"

„Darauf war ich vorbereitet!" rief der Prinz lebhaft. „Es ist gut, daß Sie so schnell, so ohne

alle Umschweife darauf kamen! Um so leichter werden wir uns verständigen!"

Micara begnügte sich ungläubig zu lächeln.

Der Prinz, der gedacht haben mochte, der Cardinal werde die ihm gegönnte Pause zu einem Einwurfe benützen, fuhr, als er sich in dieser Annahme getäuscht sah, fort:

„Ich will nicht dabei verweilen, daß seit meinem römischen Feldzuge siebzehn Jahre verflossen sind und daß eine kleinere Reihe von Jahren vollkommen genügt, den Menschen zu ändern. Ich will blos betonen, daß, wenn ich heute in der Lage wäre, einen römischen Feldzug unternehmen zu können, sein Zweck ein ganz anderer wäre, als vor siebzehn Jahren!"

Louis Napoleon beobachtete den Eindruck, den seine Worte auf Micara gemacht hatten. Derselbe schien kein ungünstiger zu sein. Micara warf den Kopf zur Seite, sah sein Gegenüber forschend an, zog seine Augenbrauen in die Höhe und sagte in langsamem, ausholendem Tone:

„Sie sprechen in Räthseln, Prinz! Verstehe ich Sie aber recht, so wollen Sie mir andeuten, daß Sie den Papst heute nicht aus Rom ver-

treiben, sondern, da er nun einmal, wie Sie gewiß schon wissen werden, vertrieben ist, dahin zurückführen würden!"

„Wenn ich die Macht hätte, gewiß!" ergänzte der Prinz lebhaft.

Der Cardinal setzte sich und lud den Prinzen durch eine leichte Handbewegung ein, sein Beispiel nachzuahmen. Dann lehnte er sich nachlässig zurück, aber ohne den Prinzen auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Vielmehr ruhte sein Blick unausgesetzt forschend, durchdringend auf demselben.

Er zog eine goldene, mit Diamanten besetzte Dose hervor, aber nicht um sie zu benützen, sondern nur um mit ihr zu spielen, was er immer zu thun pflegte, wenn er ernstlich nachdachte.

„Die Macht aber suchen Sie bei uns!" sagte er nach einer kleinen Pause, an die letzten Worte des Besuches anknüpfend. „Sie haben den Ehrgeiz, Präsident werden zu wollen — allein, auf Ihre eigenen Kräfte hin können Sie es nicht werden" —

„Erscheint Ihnen das so ausgemacht, Eminenz?" fiel Louis dem Cardinal in die Rede. „Haben

Sie die ungeheure Majorität, mit der ich in fünf Departements in die Nationalversammlung gewählt wurde, vergessen." —

„Fünf Departements sind nicht sechsundachtzig Departements — sind nicht Frankreich!" unterbrach Micara mit stoischer Ruhe den etwas in's Feuer gekommenen Sprecher. „Aber ereifern wir uns nicht wegen Nebensachen — in Ihrem Kommen liegt das Geständniß Ihrer Schwäche! Würden Sie um unsere Unterstützung werben, wenn Sie den Erfolg sicher zu haben glaubten?"

„Ich gestehe, daß er unsicher ist, wenngleich mein Name einen größeren Zauber zu entwickeln beginnt, als welchen ich ihm anfänglich selbst zugetraut habe! Aber nicht um die Wahl allein handelt sich's — ich habe den Ehrgeiz mit Eclat durchdringen zu wollen. Und um dies durchzusetzen, dazu — ich leugne es keinen Augenblick — dazu brauche ich die Kirche! Ich möchte nicht die Majorität von einigen tausend Stimmen haben — ich möchte die Tausende meinem Gegner zuwälzen, mir selbst aber aus Millionen ein Piedestal bilden!"

„Sehr offenherzig!“ lächelte der Cardinal.

„Zu offenherzig vielleicht,“ gab der Prinz zu, „aber es mag Ihnen wenigstens beweisen, daß ich vor Ihnen meine Karten nicht verberge. Die Zeit ist auch zu weit vorgeschritten, als daß man auf Umwegen vorwärtsgehen, als daß man zum Minenkrieg seine Zuflucht nehmen und in sicheren Laufgräben geduldig warten könnte, bis einem der Gegner eine Blöße gibt. Zudem ist der Ausdruck Gegner in diesem Falle nicht einmal der richtige — ich bin heute nicht mehr der Gegner der Kirche, der weltlichen Gewalt des Papstes, wie ich es im Jahre 1831 gewesen bin. Ich wiederhole das feierlich. Und nun zur Sache. In drei Wochen wählt Frankreich seinen Präsidenten — Sie sind nach Paris gekommen, um auf diese Wahl Einfluß zu nehmen. Ich bin einer der Candidaten und meine Chancen sind nicht gering. Die Departements, die mich mit vierzigtausend Stimmen gegen zweitausend in die Kammer wählten, werden mich auch am zehnten Dezember tragen. Zehn, zwanzig, fünfzig andere werden dasselbe thun — denn wen haben Sie mir entgegenzustellen? Die Vorgeschrittenen

hat Cavaignac niedergeschmettert, hat der Juni um allen Credit gebracht. Abgesehen davon wäre das Auge der Kirche ohnehin nie auf diese Ungerechten gefallen. Einen legitimistischen Candidaten auf's Schild zu heben, davor werden Sie sich weislich hüten, weil Sie es nicht auf eine so eclatante Probe werden ankommen lassen wollen, daß Frankreich die Lilien nicht will. Heute ist's noch ein öffentliches Geheimniß, daß die Legitimisten unmöglich sind, weil sie nur Paris verjagt hat — wenn Sie's zur allgemeinen Abstimmung in Frankreich treiben, wird's eine offene Thatsache, deren nackte Constatirung der Kirche nicht angenehm sein kann, weil sie sich von jeher mit den Lilien in Frankreich identificirt hat. Die Legitimisten unkluger Weise in den Vordergrund stellen und so die Volksstimme gegen sie zum offenen Verdikt aufrufen, hieße der Kirche viel von ihrem Nimbus, von ihrer Unfehlbarkeit rauben. Ich bin überzeugt, daß Sie's nicht zum Aeußersten treiben, kein va banque ausspielen werden — Sie werden die weiße Fahne nicht compromittiren, sich nicht blamiren wollen. Sie können mir also nur mit Aussicht auf Erfolg und ohne sich

einer Unklugheit schuldig zu machen, Cavaignac gegenüberstellen. Er hat Chancen — zumal wenn Sie ihn unterstützen. Aber was wird Ihnen das Bündniß mit ihm eintragen? Er war hier — wenn Sie ihn unterstützen, so weiß ich, um welchen Preis Sie's thun. Der Papst ist auf der Flucht — der künftige Präsident soll ihn nach Rom zurückführen. Ist's nicht so?"

Micara machte einen Versuch, dem fest und forschend auf ihm ruhenden Blicke des Prinzen auszuweichen — aber er gelang nicht ganz. Die Unsicherheit seines Wesens sprach zu deutlich. Er war überrumpelt worden und wußte sich bei aller Gewandtheit und Schlauheit nicht so schnell in die neue, frappante Situation zu finden, daß der Prinz aus seinem Benehmen nicht hätte die Ueberzeugung schöpfen sollen, daß er, indem er auf den Strauch geschlagen, den Nagel auf den Kopf getroffen habe.

„Nehmen wir an, Cavaignac habe Ihnen für die Hilfstruppen, die Sie ihm zuführen, versprochen, den Papst wieder auf seinen Thron zu setzen!" fuhr Louis Napoleon fort, als Micara schwieg. „Was nützt Ihnen ein solches Versprechen? Der

Präsident hat gebundene Hände; nimmt er's mit der Republik ernst, so kann er sich zu gar nichts verpflichten und wird, wenn er sich schon hat überrumpeln lassen, immer Ausreden finden, um von seinem Versprechen etwas abzuhandeln. Er wird sich, wenn die Nationalversammlung sein Vorgehen zu Gunsten des Papstes nicht gleich und unbedingt billigen wird, einschüchtern lassen — er wird erst nach der Majorität zu Hause und dann erst nach dem Papste fragen. Und gesetzt selbst, er ginge weniger scrupulös vor, so ist's möglich, ja wahrscheinlich, daß ihn gerade die rücksichtslose Parteinahme in Frankreich discreditirt — wie nun, wenn er nach vier Jahren nicht wieder gewählt wird, aus diesem oder jenem Grund? wenn sein Nachfolger dem Papste die helfende Hand entzieht? was dann? Wenn der Papst, den Cavaignac nach Rom zurückgeführt hat, dieses Rom noch einmal verlassen muß, dann, Sie werden es zugeben, ist die Situation ungleich ungünstiger für ihn geworden!"

„Sie sprechen wie Jemand, der große Lust hätte, die vier Jahre der Präsidentschaft, welche die Verfassung sanctionirt hat, zu überspringen!"

fiel Micara dem Prinzen in's Wort, indem er nicht aufhörte, denselben aufmerksam zu betrachten.

„Ich spreche vielleicht unklug," bemerkte der Prinz lebhaft, „aber ich hoffe, daß Sie es mich nicht werden bereuen lassen, denn ich spreche doch immer im engsten Vertrauen und unter vier Augen! Sie erwähnten der vier Jahre — Sie brauchen jedenfalls Jemanden, der über dieselben hinweg zu voltigiren versteht!"

„Betrachten Sie, ehe Sie den Sprung wagen, erst genau Ihre Beine!" sagte Micara kopfschüttelnd.

„Wenn sie zu kurz sind, dann breche ich einfach den Hals, das ist dann ganz meine Sache!" rief Louis Napoleon entschlossen, indem er seine Hände in die Hosentaschen versenkte. „Aber gesetzt den Fall, ich komme unversehrt über den Paragraph hinweg — wer hat dann den Nutzen davon als Sie, wenn Sie mit mir auf der Basis, die Sie ohne Zweifel Cavaignac angeboten haben, ein Bündniß abschließen? Die Monarchie ist etwas Dauerndes — die Republik etwas Wandelbares. Die Präsidenten gehen ab und zu — die Könige und Kaiser bleiben und verfolgen ihre unabänder-

lichen Gedanken. Ich habe Ihnen den unabänderlichen Gedanken angedeutet, den Louis Napoleon verfolgen würde, wenn er mit Ihrer Unterstützung zur Gewalt käme — was antworten Sie mir darauf?"

„Sie setzen mich in Erstaunen!" murmelte Micara unruhig und man sah es ihm an, daß er angestrengt nachdachte.

Der Vorschlag des Prätendenten hatte viel Verlockendes an sich. Straßburg und Boulogne hatten bewiesen, daß Louis Napoleon der Mann sei, der den Muth hat, jeden Augenblick das Aeußerste zu wagen — was aber dem machtlosen Abenteurer mißlang, das konnte dem entschlossenen Präsidenten gelingen. Freilich sprach dasselbe Straßburg, dasselbe Boulogne auch gegen den Prinzen, weil beide zu leichtsinnig, zu abenteuerlich angelegt waren. Aber hatte Louis nicht selbst betont, er sei nicht mehr der Mann von 1831 und Micara kam es beinahe vor, als ob der Prinz auch nicht mehr der Mann von 1836 und 1840 wäre. Micara hatte ihn für einen Idioten gehalten und er war ihm als ein kühner, entschlossener, schlauer Mann entgegengetreten, der sich dessen

klar bewußt war, was er wollte und nach den rechten Mitteln griff. Mit diesem Manne, mußte sich der Cardinal sagen, ließ sich schon etwas wagen und, Alles in Allem, war ein Monarch besser als ein Präsident. Aber auf Cavaignac konnte man Felsen bauen — Cavaignac war ein guter Katholik, dem ein Schwur etwas galt. Wer aber wußte, was hinter Louis Napoleon stecke — was diese starre Maske, die aus Eisen gemeißelt schien, verberge? Was war ein Wort in den Augen des Mannes, der Louis Philipp sein Wort gegeben, nicht nach Europa zurückzukehren und der ein halbes Jahr später doch dahin zurückkehrte? was wog ein Schwur bei dem Manne, der sich schon einmal gegen die Kirche und den Papst aufgelehnt hatte?

Wie Micara das hin- und hererwog, kam ihm ein Gedanke. Er wollte den Prinzen auf die Probe stellen und sehen, wie weit er sich engagiren würde. Das Ansinnen, das er ihm stellen wollte, sollte eine Art Gottesgericht sein. Ging er darauf ein, so ließ sich's mit ihm versuchen, so war es ihm Ernst damit, die Kirche für den großen Dienst zu belohnen, den er von ihr in Anspruch nahm.

„Sind Sie bereit, Prinz, sich feierlich zu verpflichten, den Papst nach Rom zurückzuführen und dort dauernd zu schützen, wenn wir Sie zum Präsidenten in Frankreich machen?“ fragte Micara ernst, sein Auge unverrückt auf das Antlitz des Prinzen heftend.

„Ich bin bereit dazu — welche Bürgschaft wollen Sie? Ein Wort? Einen Schwur?“

„Eine Schrift!“ rief Micara rasch.

„Geben Sie mir Papier und eine Feder!“ sagte Louis Napoleon ohne Ueberlegung und näherte sich dem Schreibtische.

Micara verfolgte gespannt jede seiner Bewegungen — er sah ihn Platz nehmen — die Feder ergreifen und eintauchen — aufblicken, als ob er wartete, daß ihm etwas in die Feder diktirt werde . . . .

„Schreiben Sie, was Ihnen der Augenblick eingibt,“ beschied Micara diesen stummen Frageblick. „Schreiben Sie, bekräftigen Sie durch Ihre Unterschrift, daß Pius der Neunte, so lange er lebt, an Ihnen einen aufopfernden Beschützer haben soll — daß Sie ihn, so lange Sie einen Einfluß auf Frankreichs Entschließungen haben, nicht fallen

lassen — ihn im Vollgenusse seiner Macht und Besitzungen erhalten werden" —

„Hier ist mein Wort — meine Schrift — meine Unterschrift — glauben Sie nun?" rief Louis Napoleon, die flüchtig hingeworfenen Zeilen dem Cardinal darreichend, der sie überflog, einen Augenblick bei der Unterschrift verweilte, die in ihrer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und dann sagte:

„Wir glauben Ihnen, denn wir halten Sie an diesem Faden!"

Micara hielt die wichtige Urkunde, die der Prätendent soeben ausgestellt, in die Höhe, faltete sie dann zusammen, reichte dem Prinzen die Hand und rief feierlich:

„Sie sind unser Mann, Prinz — der Clerus, und was von ihm in Frankreich abhängt, wird wie ein Mann für Sie stimmen!"

„Haben Sie nicht dasselbe bereits Cavaignac zugesagt?" fragte Louis Napoleon mit hastiger Aengstlichkeit, indem er den Cardinal forschend anblickte.

„Seien Sie ohne Sorge, Prinz," beruhigte Micara den Besorgten, „Sie haben uns mehr

geboten als Cavaignac und es war noch nicht zu spät! Morgen wäre es zu spät gewesen, morgen wäre die Parole Cavaignac bereits ausgegeben gewesen und dann hätte sich nichts mehr ändern lassen."

Louis Napoleon reichte im Fortgehen dem Domherrn die Klinke, der zu melden kam, daß die Gäste den Cardinal erwarteten.

„Bitten Sie sie noch um eine Viertelstunde Geduld!" sagte Micara. „Ich werde nur einige Zeilen an Cavaignac schreiben — ich werde dem General mittheilen, daß ich von dem Abkommen zurücktrete — daß Umstände eingetreten sind, welche es mir unmöglich machen, den Clerus Frankreichs dahin zu instruiren, daß er ihn bei der bevorstehenden Präsidentenwahl mit aller Macht trage!"

„Cavaignac ist also nicht die Losung?" warf Dupanloup frappirt ein.

„Nein," sagte Micara ruhig, „Cavaignac entbinde ich seines Eides — die Losung aber lautet: Prinz Louis Napoleon Bonaparte!"

„Prinz Louis Napoleon Bonaparte!" stammelte der Domherr wie aus den Wolken gefallen.

Micara musterte ihn lächelnd, weidete sich an seinem Erstaunen und ging dann zum Schreibtisch.

„Aber Eminenz sprachen vor wenigen Stunden mit einer Geringschätzung von dem Prinzen" — wagte Dupanloup einzuwenden.

„Ich habe ihn unterschätzt und er hat mich eines Besseren belehrt!" entgegnete Micara mit unerschütterlicher Ruhe.

„Aber der antipäpstliche Feldzug des Prinzen im Jahre 1831" — murmelte Dupanloup.

„Gott hat seither den Prinzen erleuchtet!" schloß der Cardinal die Unterhaltung ohne aufzublicken.

Dupanloup entfernte sich.

Eine Stunde später hielt Cavaignac den Absagebrief in der Hand — eine Stunde später empfahl der Cardinal Micara den zehn um ihn beim Abendmahle versammelten Erzbischöfen und Bischöfen, allen Einfluß geltend zu machen, daß der Prinz Louis Napoleon Bonaparte am zehnten Dezember zum Präsidenten von Frankreich gewählt werde.

Acht Tage später hielt der Mann in Gaëta, den die Revolution aus Rom vertrieben und ge-

zwungen hatte, in den Staaten des Königs von Neapel eine Zufluchtsstätte zu suchen, das Papier in der Hand, das Louis Napoleon geschrieben und unterschrieben hatte.

Er las die Zeilen mit einem wehmüthigen Lächeln, zerknitterte dann das Papier und murmelte:

„Micara hat es recht gut zu machen geglaubt — mein Staatssekretär wird eine Freude haben, wenn ich ihn mit dieser Errungenschaft bekannt machen, wenn ich ihm dies Papier einhändigen werde. Er mag es neben jenen Brief legen, den derselbe Louis Napoleon im Jahre 1831 meinem Vorgänger Gregor schrieb und in welchem er diesem ansann, auf die weltliche Macht zu verzichten. Dieses Papier ist ein Pendant zu jenem famosen Briefe!“

Pius lächelte melancholisch, und versank in Nachdenken. Als er aus demselben erwachte, sagte er:

„Mein Staatssekretär mag das Blatt immerhin in das geheimste Fach des geheimen Archivs unter die geheimsten Urkunden thun — was nützt es? Ich weiß doch, wie's kommen wird!“

Und der Papst senkte den Kopf auf die Schul-

ter, sah schmerzlich lächelnd vor sich hin und fuhr fort:

„Ich weiß, wie es kommen wird, und daß ich es weiß, daß es für mich keine Täuschung gibt, das ist mein Unglück! Ich bin doch der zweihundertneunundfünfzigste der Päpste und eine alte Weissagung sagt, daß der zweihundertsechzigste zugleich der letzte Papst sein wird! Ich weiß, daß ich als Papst in Rom sterben werde — ich bin ja erst der zweihundertundneunundfünfzigste! Ich bliebe Papst von Rom, auch wenn dieser Louis Napoleon Bonaparte dieses Papier nicht unterschrieben hätte — und dem zweihundertundsechzigsten nützt das Papier doch nichts, er wird trotz allen Siegeln und allen Waffen Frankreichs doch der letzte Papst sein!"

Pius der Neunte versank in düsteres Nachdenken . . . draußen donnerten die Kanonen und verkündeten die Ankunft des Königs von Neapel, der den Papst zu begrüßen nach Gaëta gekommen war.

Anmerkung.

Der Brief Louis Napoleon's an den Papst Gregor den Sechszehnten vom Jahre 1831, dessen Papst Pius der Neunte in diesem Kapitel erwähnt, lautet wie folgt:

Heiliger Vater — der Baron von Stoelting, der mir von Terni ein Schreiben meines Onkels, Prinzen Jerôme v. Montfort brachte, wird Ew. Heiligkeit von dem wahren Stande der Dinge hier informiren. Er erzählte mir, daß es auf Ew. Heiligkeit einen peinlichen Eindruck gemacht, zu erfahren, daß wir uns hier in der Mitte derjenigen befinden, welche gegen die zeitliche Gewalt des römischen Hofes aufgestanden sind. Ich nehme mir die Freiheit, einige Worte an Ew. Heiligkeit zu richten, mein Herz vor Ihnen offen darzulegen und Sie in einer Sprache anzureden, die Ew. Heiligkeit nicht gewohnt sind; denn ich bin dessen sicher, daß der wahre Stand der Angelegenheiten den Blicken Ew. Heiligkeit vorenthalten wird. Seitdem ich mich inmitten der aufgestandenen Provinzen befinde, bin ich in der Lage, den Geist zu würdigen, der Alle beseelt. Alle wünschen ein gesetzliches Dasein und eine nationale Vertretung; sie wünschen auf ein gleiches Niveau mit den andern Nationen Europa's gehoben zu werden — angemessen dem Geiste des Jahrhunderts.

Das Eintreten der Anarchie wurde zwar Anfangs befürchtet, aber sie kann nicht kommen, weil Jedermann bis zum obskursten Handwerker herab überzeugt ist, daß die Menschen unter Herrschaft der Anarchie nicht glücklicher sein können, als unter jener des Despotismus, der Unterdrückung. Wären alle Päpste von dem evangelischen Geiste beseelt gewesen, welcher — ich bin deß gewiß — Ew. Heiligkeit ge-

leitet hätte, wenn Sie in ruhigen Zeiten erwählt worden wären: so würde das Volk, weniger unterdrückt, weniger leidend, jenen aufgeklärten Personen nicht gefolgt sein, welche schon seit lange mit Augen des Neides auf Frankreich und England blicken. Vor der Proclamation Cardinal Bernetti's hat man mehr Mäßigung an den Tag gelegt, als jetzt, und obgleich die Ideen von heute vorgeherrscht haben von Bologna bis Otricoli, war dennoch in den Städten Umbriens mehr kühle Resignation vorhanden als gegenwärtig. Jetzt herrscht Erbitterung vor.

Die Religion wird überall geachtet, die Priester, selbst die Mönche haben nichts zu fürchten, Alles geht mit Ordnung, kalter Ruhe und redlichem Willen vor sich. Kein Raub wurde verübt, kein Mord begangen. Das Volk der Romagna insbesondere ist für die Freiheit begeistert; es traf heute Abend Landvolk in Terni ein, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß unter den Rufen, die sie ausstoßen, nicht ein einziger gegen das Haupt der katholischen Christenheit ist. Dies hat man den Führern der Bewegung zu verdanken, die überall von ehrenwerthem Charakter sind, die überall ihre Anhänglichkeit an die Religion mit eben solcher Liebe und Sehnsucht an den Tag legen, wie ihre Wünsche nach einer Laienregierung.

Die Güte Ew. Heiligkeit für meine Familie macht es mir zur Pflicht, Sie zu warnen, und ich kann bei meiner Ehre versichern, daß die gegen Rom vorschreitenden organisirten Streitkräfte nicht zu besiegen sind. Soldaten und Führer sind gleich aufgeregt, aber weit entfernt, etwas Unehrenhaftes zu thun. Ich würde glücklich sein, wenn Ew. Heiligkeit mir zu antworten geruhen wollten.

Es ist sehr kühn von mir, der ich nichts zu bedeuten habe, es zu wagen, an Ew. Heiligkeit zu schreiben; aber ich hoffe Ihnen nützlich zu werden. Es scheint mir der feste

Entschluß vorhanden zu sein, eine Trennung der weltlichen Gewalt von der geistlichen herbeizuführen. Aber Ew. Heiligkeit werden geliebt, und der allgemeine Glaube ist, daß Sie in Rom mit allen Ihren Reichthümern, Ihren Schweizer-Garden, im Vatikan verbleiben und die Bildung einer provisorischen Regierung für weltliche Angelegenheiten erlauben könnten.

Ich spreche die Wahrheit, ich betheuere es und ich beschwöre Ew. Heiligkeit zu glauben, daß ich keine ehrgeizigen Absichten hege. Mein Herz kann beim Anblick des Volkes nicht ungerührt bleiben, beim Anblick der Gefangenen, die aus Civita Castellana entkommen sind und überall mit Thränen der Freude empfangen werden. Unglückliche Menschen! Einige von ihnen wären beinahe vor Freude gestorben, so schwach sind sie, so schlecht wurden sie behandelt! — doch das war nicht unter dem Pontifikat Ew. Heiligkeit.

Mir erübrigt noch, Ew. Heiligkeit zu versichern, daß alle meine Anstrengungen auf ein gutes Ziel gerichtet sind. Ich weiß nicht, was für Berichte Ew. Heiligkeit gemacht worden, aber ich kann versichern, daß ich beinahe alle jungen Leute, selbst die am wenigsten moderirten, habe äußern hören, daß, wenn Gregor der Sechszehnte auf die weltliche Gewalt verzichtet, sie ihn anbeten und selbst die festesten Stützen einer Religion würden, die von einem großen Papste purifizirt worden, und die zur Basis das liberalste Buch hat, welches existirt — die heilige Schrift.

Louis Napoleon Bonaparte.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Flitté'schen Reitbahn.

Das Hauptquartier der Bonapartisten in der Passage Jouffroy, am Boulevard Montmartre, hatte sich längst als zu klein erwiesen und das von dem Obersten Pyat geleitete Centralcomité der Napoleonistischen Agitation hatte sich der Flitté'schen Reitbahn in der Chaussée d'Antin versichert und das neue Lokal sollte durch eine Massenversammlung eingeweiht werden.

Tausende hatten die Reitschule besetzt, Tausende lagerten vor derselben.

Anfänglich herrschte eine gewisse Ordnung in der Versammlung. Ein ehemaliges Glied des Blanquiclubbs sprach eine Stunde lang zu Gunsten des Bürgers Louis Napoleon, der doch we-

nigstens das Volk noch nicht verrathen habe und übrigens ja auch ein halber Socialist sei, wie es aus seinem Buche über die Ausrottung der Armuth hervorgehe.

Kaum aber hatte der Mann geendet, so brach ein fürchterlicher Sturm gegen die Tribune aus.

Alle Welt wollte sprechen — die Arrangeure der Versammlung machten zu ihrer Bestürzung die Entdeckung, daß sie nicht Herren der Situation seien und daß Elemente Eingang in die Reitschule gefunden haben, die Louis Napoleon nichts weniger als hold waren. Und die Sache gestaltete sich mit jeder Minute noch bedenklicher, weil sich die Antibonapartisten, die es auf eine großartige Demonstration abgesehen zu haben schienen, unausgesetzt durch neue Zuzüge von Außen verstärkten.

Endlich gelang es einem jungen Arbeiter, sich Gehör zu verschaffen und auf der Bühne zu behaupten. Er griff mit außerordentlicher Energie die Candidatur Louis Napoleon's an und ergoß sich ganz ohne Scheu gegen denselben. Er suchte zu beweisen, daß „Herr Louis“ gar nichts gethan habe, was ihn der allgemeinen Stimme

empfehle, noch viel weniger könne ein Socialist für ihn stimmen, da man seine Vorschläge in jener Brochure durchaus nicht originell und praktisch fände.

Der junge Redner sprach ungemein heftig und während er einerseits Beifall erntete, überschrieen ihn die Anderen.

Der Lärm wurde fürchterlich, aus hundert Kehlen ertönte der Ruf: „ich will sprechen!" — die Tribune drohte zusammenzubrechen, die Glocke des Präsidenten vermochte diesen Wogen kein Halt zu gebieten.

Endlich machte sich eine Stentorstimme mit Macht geltend.

Diese Stimme rief, Alles überschreiend, mit zäher Beharrlichkeit, der zuletzt allgemeine Anerkennung wurde:

„Das Manifest des Herrn Louis! Man lese uns das Manifest des Herrn Louis vor! Wir wollen das Manifest hören!"

„Ja, das Manifest!" stimmte ein Anderer ein. „In diesem Wahlmanifest hat ja Monsieur Louis sein schönstes Lied gesungen! Die berühmtesten Federn Frankreichs haben daran gefeilt —

wir wollen hören, was er uns verspricht und seine Worte zerfasern!"

„Das Manifest hat er nicht selbst gemacht!" schrie ein Dritter. „Das Manifest ist von Lingay — von demselben Lingay, der dem Polizeipräfekten Caussidière seine Vertheidigungsrede wegen der ihm zur Last gelegten Betheiligung an den Ereignissen vom 15. Mai fabrizirte — Lingay hat sich dem neuen Sterne angeschlossen, eine Schwenkung von Caussidière zu Monsieur Louis gemacht und dieser hat das Manifest durch die Ernennung Lingay's zu seinem Privatsekretair prämiirt!"

„Gleichgiltig wer das Manifest des Herrn Louis gemacht hat — wir wollen es hören!" brüllte ein Vierter.

Ein Mann erkletterte die Tribune und begann zu lesen:

„Wenn ich zum Präsidenten ernannt würde, so würde ich vor keiner Gefahr zurückschrecken. Kein Opfer wäre mir zu groß, um die frech angegriffene Gesellschaft zu vertheidigen."

„Die frech angegriffene Gesellschaft!" entrüstete sich ein Arbeiter. „Das ist ein Ausfall auf die Junikämpfer."

„Das wagt er uns zu bieten," schrie ein Exaltirter, „uns, den Männern jener Revolution, welche bis zu ihren letzten Consequenzen geht, welche allen Ungleichheiten ein Ende macht, die Ausbeutung des einen Menschen durch den anderen vernichtet!"

„Und das will ein Socialist sein!" donnerte ein Anhänger Raspail's. „Auf ein Manifest, das so anfängt, gibt es nur eine Antwort — sagen wir diesem Herrn Louis, daß wir revolutionäre Socialisten sind und revolutionär bleiben, bis unsere Ideen überall gesiegt haben, bis auch die sociale Revolution des Februar die Reise um die Welt gemacht haben wird!"

„So lange ein einziger unserer Brüder noch Hunger leidet, haben wir keine Republik!" rief der Repräsentant Pyat — nicht Pyat, der bonapartistische Agitator, sondern Pyat, der Socialist, der den Lumpensammler von Paris geschrieben.

„Nieder mit der Reaction, die sich in diesem Manifest ausspricht!" wüthete ein Arbeiter. „Nieder mit jeder Reaction, auch mit jener, die sich auf den Geldsack stützt! Warum warten wir

denn noch mit unserer neuerlichen Erhebung, obgleich 120,000 Mann kampfgerüstet dastehen, um dem Elend ihrer Brüder ein Ende zu machen? Mag ganz Paris auch ein Schutthaufen werden — ein einziges Menschenleben ist mehr werth, als alle diese glänzenden Paläste!"

„Das Manifest, das Manifest!" tobten hundert Menschen, welche die Radomontade des Arbeiters gleichgiltig zu lassen schien. „Wir wollen das Manifest hören — man fahre mit der Vorlesung desselben fort!"

„Ganz und gar ergeben würde ich mich einer Republik," kam der Mann auf der Tribune dem allgemeinen Verlangen nach, „die weise durch ihre Gesetze, rechtschaffen durch ihre Absichten, groß und mächtig durch ihre Thaten sein würde. Meine Ehre würde ich darin suchen, meinem Nachfolger die Gewalt befestigt, die Freiheit unangetastet, den Fortschritt ausgeführt zu hinterlassen. Welches auch immer das Resultat der Wahl sein möge, ich beuge mich vor dem Willen des Volkes, und auf meine Mitwirkung, auf meinen Beistand kann jedes Gouvernement zählen, das die Ordnung im Allgemeinen herstellt

die Religion, die Familie, das Eigenthum, diese ewigen Grundsäulen der Gesellschaft, wirksam unterstützt, das die möglichen Verbesserungen in's Werk setzt, die Zwietracht der Gesellschaft stillt, die Parteien versöhnt und so dem heute noch beunruhigten Vaterlande gestattet, an das Morgen zu denken!"

„Dieser Herr Louis scheint bei Cavaignac in die Schule gegangen zu sein!" unterbrach eine Stimme den Vorleser. „Das Manifest verspricht ja nichts weiter, als was Cavaignac schon seit vier Monaten durchführt! Herr Louis will dem Willen der Assemblée Gehorsam leisten — thut das nicht auch Cavaignac? Er verspricht, die so frech angegriffene Gesellschaft wirksam zu vertheidigen — hat man etwa in den traurigen Junitagen darauf zu warten gebraucht, daß Louis Napoleon seine wichtigen Verrichtungen als Constabler in London verläßt, um Paris und Frankreich vor den Feinden der gesellschaftlichen Ordnung zu schützen? Er verspricht, die Religion und die Familie zu vertheidigen — hat Cavaignac eine oder die andere preisgegeben?"

„Wer vertheidigt hier Cavaignac?“ schrieen hundert Leute unisono.

„Hinaus mit dem Freunde Cavaignac's!“

„Setzt ihn an die Luft!“

Und der Mann, der sich des Generals angenommen hatte, wurde hinausgedrängt und mußte froh sein, mit heiler Haut auf den Boulevard zu kommen.

„Weiter lesen!“ hieß es, nachdem der Mann, der sich erlaubt hatte, hier eine gemäßigte Ansicht zu vertreten, gelyncht war.

„Was die Reformen anlangt,“ nahm der Vorleser wieder das Wort, „scheinen mir folgende dringend: Alle Ersparnisse müssen eingeführt werden, die, ohne die Thätigkeit der öffentlichen Aemter zu hemmen, die Verminderung der jetzt dem Volke so beschwerlichen Steuern zur Folge haben können; alle Unternehmungen müssen unterstützt werden, welche den unbeschäftigten Armen in Frankreich und Algier Arbeit verschaffen, indem sie den Reichthum des Ackerbaues vermehren; Versorgungsanstalten für die alten Arbeiter müssen gegründet werden; endlich sind in den industriellen Gesetzen solche Verbesserungen

einzuführen, welche dahin zielen, nicht den Reichen zum Vortheile des Armen zu Grunde zu richten, sondern den Wohlstand eines Jeden durch die Wohlhabenheit Aller zu gründen!"

„Hält er uns für simple Bauern, denen man Alles weißmachen kann?" rief ein Arbeiter. „Die Steuern will er herabsetzen? Das sind faule Fische, damit kann er Bauern ködern, nicht uns!"

„Ja, den Bauern kann er sagen, daß er, sobald er Präsident sein werde, den ganzen Betrag des Steueraufschlags von 45 Centimes zurückbezahlen werde — die Bauern kann er glauben machen, daß er als Präsident eine dreijährige Steuerfreiheit gewähren" —

„Und die Staatsschuld von fünftausend Millionen aus eigener Tasche zurückbezahlen werde!" ergänzte ein Anderer.

„Er brauchte Jemanden, der seine Schulden bezahlte!" lachte ein Arbeiter.

„Er hat keine Schulden — er gebietet über Millionen!" höhnte ein Anderer. „Die Minen Rußlands stehen ihm offen, und jede Provinz soll unter ihm nach ihrer eigenen Façon selig werden. In der Bourgogne hat sich Herr Louis

verbindlich gemacht, daß er für sich und seinen Hof blos die Weine dieser Gegend trinken wird — das klingt freilich etwas sonderbar, da er den Weinbauern von Bordeaux dasselbe Versprechen geleistet hat. Im Departement de L'Orne wird man künftighin nicht genug Spitzen für die Hofdamen und den neuen Adel machen können. In Elboeuf wird er die fertigen Tücher aufkaufen und verbrennen. In Lyon werden alle Versatzamtsscheine der Arbeiter eingelöst werden — kann man mehr versprechen?"

„Davon steht nichts im Wahlmanifeste!" bemerkte der Vorleser mit erkünstelter Naivetät.

Ein wüthendes Gelächter belohnte den Witz.

„Das Manifest! das Manifest!" heulten hundert Stimmen. „Wir wollen es zu Ende hören!"

„Mit dem Kriege ist keine Erleichterung unserer Uebelstände möglich!" nahm der Vorleser wieder das Wort. „Der Friede wäre sonach mein heißester Wunsch. Frankreich war zur Zeit seiner ersten Revolution kriegerisch, weil es dazu gezwungen war. Eine große Nation muß sich in Bezug auf das Ausland Schweigen auferlegen, oder nicht erfolglos reden!"

„Das heißt, er will die Dinge in Italien gehen lassen, wie es Gott und den Oesterreichern gefällt!“ brüllte ein Arbeiter.

„Sich an die Würde der Nation erinnern,“ fuhr der Vorleser fort, „heißt der Armee gedenken, deren edle, uneigennützige Vaterlandsliebe so oft mißkannt worden ist. Die Grundgesetze unserer militärischen Verfassung müssen erhalten, aber die Last der Conscription muß erleichtert, nicht erschwert werden. Man muß nicht blos für die Gegenwart und Zukunft der Offiziere Sorge tragen, sondern auch für die der Unteroffiziere und Soldaten und den Männern, welche lange unter den Fahnen gestanden, eine Zukunft sichern.“

„Schade, daß der Lobredner Cavaignac's nicht mehr da ist!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. „Ich würde darauf antragen, daß ihm der Dank der Versammlung votirt werde. Cavaignac hat wirklich Alles bereits gethan, was uns Herr Louis verspricht. Er will die Zahl der Soldaten verringern — Lamoricière hat bereits vor vierzehn Tagen fünfzigtausend Mann entlassen!“

„Hätte er sie lieber nach Italien geschickt!“ schrieen Viele.

„Zum Schluß — zum Schluß!“ riefen Andere. „Man komme mit dem Manifest zu Ende!“

„Die Republik muß edel sein,“ las der Mann auf der Tribune, „und beseelt von Vertrauen in ihre Zukunft, deshalb rufe ich, der das Gefängniß und das Exil kennt, den Tag mit allen Wünschen herbei, an welchem das Vaterland ohne Gefahr alle Verbannungen aufheben und die letzten Spuren unserer Bürgerkriege verwischen können wird. Das sind, liebe Mitbürger, die Ideen, welche ich in Ausübung bringen möchte, wenn Ihr mich zum Präsidenten erwählt — die Aufgabe ist schwer, die Sendung ungeheuer, ich weiß es! Aber ich verzweifle nicht, ihr Genüge zu leisten, indem ich die Männer, welche der öffentlichen Meinung durch ihre Rechtschaffenheit und Weisheit empfohlen werden, ohne Rücksicht auf die bestehenden Parteien, an dem großen Werke betheiligen möchte. Uebrigens wenn ein Mensch die Ehre hat, an der Spitze des französischen Volkes zu stehen, so besitzt er ein untrügliches Mittel das Gute zu thun — er braucht es nur zu wollen!“

Der Schluß des Manifestes schien auf die

Arbeiter einen guten Eindruck gemacht zu haben, welchen aufkommen zu lassen nicht in der Absicht der Wortführer lag. Denn es war offenbar, daß eine Invasion der Rothen und Socialisten in die Reitschule stattgefunden hatte und daß sich die Bonapartisten hier nur noch in der Minderzahl befanden.

Um sie vollends mundtodt zu machen, forderte Madine de Mortjean, ein junger Advokat, der ein Geschäft daraus machte, die Junigefangenen vor den Kriegsgerichten zu vertheidigen, alle Republikaner auf, sich nicht um die Präsidentenwahl zu kümmern, sondern nach der Abstimmung fest zusammenzuhalten, um eine neue Schlacht zu schlagen.

Bernard, der Volksredner, der auch da war, rief:

„Zwei Sachen müssen stets in unserem Gedächtnisse eingegraben sein. Erstens müssen die Reichen sich willig finden, die Millionen, die sie dem Volke gestohlen haben, herauszugeben — zweitens, mag nun Napoleon oder Cavaignac Präsident werden, müssen wir unsere Dolche schleifen, denn wir könnten wohl gezwungen sein, einen Tyrannen bei Seite zu schaffen!"

Die Bonapartisten sahen sich ganz von der Tribune verdrängt, die sie doch für heute gepachtet zu haben glaubten.

Die Unordnung präsidirte eine Zeit lang in eigener Person, bis es endlich dem Deputirten Mathieu gelang, sich auf die Bühne zu schwingen, um Ledru-Rollin zu preisen.

Aber der Lärm war so groß, daß man von seiner Rede fast nichts vernahm als die Worte:

„Das Volk, der König — der König, das Volk" . . . .

Ein Anhänger Louis Napoleon's, der gegen Ledru-Rollin losziehen wollte, wurde handgreiflich überzeugt, daß er in der Minorität sei und zum Saale hinausgeworfen.

Draußen herrscht eine Louis Napoleon ungleich günstigere Stimmung. Draußen erzählt man sich, daß sich Lamoricière auf die sechzigtausend Mann nicht verlassen könne, die er in und um Paris zusammengezogen habe, daß man auf ganze Compagnien und Schwadronen nicht zählen könne, weil sie mit Louis Napoleon sympathisirten, und daß erst gestern ein Kürassier-

regiment aus dieser Rücksicht habe Versailles verlassen müssen.

Draußen prügelte man jeden Mobilgarden, der sich sehen ließ, weil man in den Mobilgarden die Leibwache Cavaignac's sah.

Draußen verhöhnte man das Bataillon, das im Sturmschritte heranrückte, um den Platz zu säubern, auf dem sich bereits an zehntausend Blousenmänner angesammelt hatten.

Stimmen erhoben sich, die nach dem Revolutionstakt, mit welchem die Gassenjungen während der Februarrevolution die Leute zwangen, Lampen an die Fenster zu stellen, folgende Worte wiederholten:

Nous l'aurons,
Ou du plomb . . . .

Blei, wenn sie ihn nicht haben, war die Losung dieser Leute . . . .

Blei, wenn sie ihn haben, war das Motto der Gegenpartei, die im Augenblicke die Reitschule überschwemmt hatte und in derselben eine Geldsammlung für Raspail veranstaltete. Jeder Freund Raspail's sollte einen Sous geben und für die sechzigtausend Sous, welche man in Paris

zusammenzubekommen hoffte, wollte man Raspail nach Vincennes ein goldenes Andenken senden, das ihn trösten sollte, wenn ihn die verblendeten Franzosen nicht zum Präsidenten wählten.

Das Bataillon hat dem Volke wenigstens so viel Respekt eingeflößt, daß es beschließt, sich in nichts einzulassen und den Platz zu räumen. Wäre das Bataillon nicht gekommen, hätten die Anhänger Louis Napoleon's die Reitschule vielleicht mit Sturm genommen und sich in derselben von Neuem etablirt.

Jetzt begnügen sie sich damit, einen blinden, reinlich gekleideten Mann anzustellen, damit er die Candidatur Louis Napoleon's unter Begleitung eines alten Leierkastens aus der Kaiserzeit in die Lüfte brülle.

Der Kehrreim der herrlichen Dichtung lautet:

Si vous passez sur la place de Vendôme
N'oubliez pas le vainqueur des rois.

Die Menge heulte, indem sie nach dem Vendômeplatze vor Louis Napoleon's Wohnung zog, die Refrainverse mit und mißhandelte zum Zeitvertreib einen Mobilegardenposten, der vor einem öffentlichen Gebäude stand.

Während dieser Zug stattfand, zog ein Artilleriepark von Vincennes nach Paris.

In der Mitte desselben befanden sich mobile Barrikaden, welche so construirt waren, daß sie mittels einer Mechanik sich leicht öffnen ließen, um dem hinter ihnen aufgestellten schweren Geschütz zu gestatten, ein mörderisches Feuer gegen den Feind zu eröffnen. Die beiden Flügel dieser geöffneten Barrikaden dienten alsdann den Soldaten zur Leiter, um in die Fenster der oberen Etagen der anstoßenden Häuser zu klettern. Congreve'sche Raketen sollten dann die Häuser in Brand stecken, welche an die feindlichen Barrikaden stießen und den Insurgenten zur Brustwehr dienten . . . . . .

Cavaignac erwartete für den Fall, daß er bei der Wahl siegte — und er hoffte noch immer, daß er siegen würde — einen Kampf und er rüstete sich zu demselben . . . . . .

Sechszehntes Kapitel.

Am Vorabend der Präsidentenwahl.

„Cassio-Dumas, mein lieber Fähnrich," sagte Louis Napoleon lächelnd zu dem Redakteur der „Liberté", jenes Blattes, das mit ihm durch Dick und Dünn ging und ihn zu einem Gott avanciren ließ, während ihn die feindlichen Blätter als Teufel malten, „Cassio-Dumas, mein lieber Fähnrich, nehmen Sie sich ein abschreckendes Beispiel an meinem Lieutenant Girardin — wenn ich nicht so sehr von seiner Ergebenheit überzeugt wäre, könnte ich glauben, daß er sich auf einen Jago spielt, einen so schlechten Dienst hat er mir mit seinen letzten leidenschaftlichen Angriffen auf Cavaignac geleistet!"

Girardin zuckte die Achseln — Louis fuhr fort:

„Wir hatten den Mann gründlich discreditirt, da fällt es meinem guten Lieutenant Girardin ein, eine alte Geschichte aufzuwärmen und den Ministerpräsidenten zu beschuldigen, daß er im Juni mit der Bekämpfung des Aufstandes gewartet habe, bis sich dieser vollständig organisirt hatte. Cavaignac nimmt die Sache ernst und vertheidigt und reinigt sich so glänzend, daß die ganze Assemblée, die wir schon zur Hälfte zu uns herüber gezogen hatten, wieder mit fliegenden Fahnen zu ihm übergeht. Mit allen Stimmen gegen dreißig erklärt die Nationalversammlung, daß sich der General um das Vaterland wohlverdient gemacht habe — das war kein Meisterstreich, Girardin, am Vorabend der Wahlen ein solches Votum zu provociren! Hätten Sie doch das angebliche Wort Cavaignac's „ich werde mich erst um die Barrikaden kümmern, wenn fünfzigtausend Kämpfer dort versammelt sein werden", für sich behalten! Ich fürchte, Sie haben mir mit diesem fatalen Intermezzo weit mehr geschadet als genützt — wie massenhaft strömten gestern die Nationalgarden von Paris zu Cavaignac, der Zudrang beim Empfang war

so groß, daß der Washington Frankreichs mehrmals genöthigt war die Salons zu verlassen und in den Hof hinabzukommen, um den Versammelten, die keine Aussicht hatten, hinaufzudringen, für ihre freundschaftliche Zudringlichkeit zu danken."

„Bah!" rief Girardin gleichmüthig, „wenn es Ihnen um eine Gegenovation der Nationalgarde zu thun ist, da kann leicht Rath geschafft werden — in vierundzwanzig Stunden schaffe ich Ihnen eine mit zweitausend Unterschriften bedeckte Adresse, in welcher Ihnen die Nationalgarde ihre Zustimmung zu Ihrem Manifeste erklären soll!"

Girardin ergriff, als ob es ihm darum zu thun wäre, zu beweisen, daß seine Worte ernstlich gemeint seien, den Hut und eilte von dannen.

Cassio-Dumas, der Fähnrich, wie ihn Louis Napoleon im Scherze nannte, folgte ihm auf dem Fuße, nachdem er noch einige Verhaltungsbefehle erhalten hatte.

„Vergessen Sie nicht," sagte Louis zu ihm, „die Lauge Ihres Spottes über den Bischof von Amiens auszugießen, der sich auf seine eigenen

Füße stellen wollte, indem er den Brief veröffentlichte, in welchem er so warm für Cavaignac plaidirte und behauptete, sämmtliche Geistliche der Assemblée seien seiner Meinung — lassen Sie die Erklärung des Bischofs von Langres, der ihn geradezu einer Unwahrheit zeiht, mit fetten Lettern setzen und preisen Sie den Erzbischof von Paris, der sich in seinem Cirkular echt jesuitisch für den ausgesprochen hat, der den Geistlichen nach Anrufung des göttlichen Beistandes der Würdigste scheint!"

Alexander Dumas verließ den Prinzen und dieser trat an's Fenster.

Er sah das Volk sich vor dem Hôtel drängen, er hörte, wie ein Mann die letzte Nummer der „Presse" vorlas, in welcher folgende mysteriöse Warnung stand:

„Nachrichten, welche den Herrn Louis Napoleon Bonaparte sterben oder auf die Candidatur verzichten lassen, können in vornhinein als falsch bezeichnet werden."

Die Warnung klagte Niemanden direkt an, aber sie stellte die Wichtigkeit der Person Louis Napoleon's in's Licht und ließ durchblicken, daß

seine Gegner zu den drastischesten Mitteln griffen, um gegen ihn zu wirken.

Alle Blätter, die für Louis Napoleon schrieben wurden vor dem Hôtel du Rhin ausgerufen — Presse, Constitutionnel, Assemblée nationale, Liberté, Gazette de France, Evénement, sie alle fanden hier reißenden Absatz.

Besonders nach der „Presse" war starke Nachfrage, weil sie zwei Spalten ihrer letzten Nummer als Stimmzettel eingetheilt und mit „Louis Napoleon Bonaparte" bedruckt, gebracht hatte, die zur Bequemlichkeit von Liebhabern der Person des Prinzen ab- und zerschnitten werden konnten.

Wer den Platz Vendôme passirte, bekam ein weißes Zettelchen in die Hand gedrückt, auf welchem Folgendes stand:

„Richtschnur für die Wähler! Das Bulletin der Wahl muß auf weißem Papier geschrieben oder gedruckt sein. Es muß ganz einfach folgende Worte tragen: Louis Napoleon Bonaparte. Kein Wort mehr, kein Wort weniger. Der Titel Prinz, die Abwesenheit des Familiennamens oder eines Taufnamens macht die Abstimmung ungiltig.

Die Feinde der Candidatur Louis Napoleon Bonaparte's hoffen, daß die Landbewohner die Abstimmung vernachlässigen werden; das ist eine Verleumdung dieser ehrenwerthen Bürger, gegen welche sie dadurch protestiren werden, daß sie sich alle zu ihren Bezirksbureaux begeben werden. Es handelt sich um eine politische Communion. Es ist der größte, wichtigste Akt, den ein Bürger ausüben kann. Eine Vernachlässigung desselben wäre ein Verbrechen gegen das Land."

Der Vendômeplatz war mit tausenden dieser weißen Zettelchen bedeckt, da die meisten Spaziergänger die ihnen aufgedrungenen Papiere, nachdem sie sie gelesen hatten, wieder wegwarfen.

Die weißen Streifen flatterten im Winde und wirbelten um die Säule des Kaisers herum, auf die der Neffe desselben jetzt hinabsah . . . .

Nun hatte den Neffen auch die Schaar der Anhänger erkannt, die das Hôtel am Vendômeplatze belagerte und hundertstimmig ertönte der Ruf:

„Es lebe der Kaiser!"

Louis Napoleon trat vom Fenster zurück.

Peter Bonaparte hatte sich eben anmelden lassen.

„Was bringen Sie Neues?," rief Louis Napoleon seinem Vetter entgegen. „Wie hat Béranger den Sohn seines alten Freundes und Gönners Lucian Bonaparte empfangen? Sie sehen mich höchlich gespannt, lieber Vetter!"

„Ich habe kein Glück bei dem alten Barden gehabt!" erwiederte Peter achselzuckend und mißmuthig. „Béranger hat mich zwar mit vieler Freundschaft aufgenommen, als ich ihm jedoch den Vorschlag machte, das nächste Mal mit Ihnen zu ihm zu kommen, lehnte er es entschieden ab."

„Mit welcher Motivirung?" warf Louis Napoleon heftig ein.

„Weil dieser Empfang ihm das Ansehen geben könnte eine Candidatur zu unterstützen, die er für das Unglück Frankreichs halte!"

„Der Mann spricht deutlich!" sagte Louis Napoleon bitter, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog.

„Es thut mir wirklich leid," versicherte Peter, „daß ich bei Béranger nicht mehr Glück hatte.

Ich hätte gar zu gern meine Scharte von letzthin ausgewetzt und Ihnen einen Dienst erwiesen!"

Peter spielte damit auf eine leidige Geschichte an, die Louis Napoleon in die übelste Laune versetzt hatte und deren trauriger Held Peter gewesen.

Die Glieder der Familie Bonaparte waren klug genug, es mit keiner Partei zu verderben. Louis Napoleon enthielt sich in der Nationalversammlung fast stets seine Stimme zu geben, Peter stimmte, wenn er es nicht vermeiden konnte, mit dem Berge, zu dem sich auch Napoleon Jerôme im Ganzen hinneigte, wenn er auch ein Mitglied des Clubbs der Rue Poitiers war. Von allen Dreien war jedoch blos Peter ein gesprächiger Mann und durch seine Mittheilsamkeit oft von Nachtheil für seine Verwandten. Sämmtliche Glieder der Familie gingen häufig im Hause des Herrn von Lemercier aus und ein. Dieser, in der letzten Zeit Pair von Frankreich, war unter Napoleon Präsident des Rathes der Fünfhundert gewesen und war, obgleich sehr alt, noch jetzt einer der geistreichsten Männer der

feinen Welt von Paris. Zu ihm war vor einigen Tagen Peter Bonaparte auf Besuch gekommen. Er frug den Herrn vom Hause, welchem Candidaten auf die Präsidentschaft er seine Stimme geben würde, worauf sich jener mit der Antwort begnügte, er werde sein Urtheil erst in den letzten Augenblicken fällen. Peter, darüber unmuthig, sprach kein Wort mehr über Politik. Dieses verschlossene Benehmen mißfiel jedoch der liebenswürdigen Tochter Lemercier's, verheiratheten Baronin Croge. Sie verstand es, Peter Bonaparte so in's Feuer zu bringen und in die Enge zu treiben, daß er endlich ein rückhaltsloses Glaubensbekenntniß ablegte. Peter nannte sich selbst einen weit vorgerückten Socialisten, erklärte, er sei bereit das Programm Raspail's zu unterzeichnen, und ging so weit, die Versicherung zu geben, sein Cousin Louis Napoleon sei selbst Socialist, wie man sich leicht überzeugen könne, wenn man seine veröffentlichten Schriften lese: Aber, wandte ihm die geistreiche Frau ein, wie wollen Sie dann das Manifest rechtfertigen, es enthält ja, wenn wir Ihnen glauben dürfen, nichts als Lügen und Schmeicheleien! — „Ei was,"

erwiederte Peter, „es ist ein Mittel, wie jedes andere, die Hauptsache bleibt stets, seinen Zweck erreichen, dann findet sich das Uebrige von selbst!“

Die Unterredung war durch einen Herrn, der ihr beigewohnt, stark herumgekommen und Louis Napoleon hatte sich über die Offenherzigkeit seines Vetters bitter geärgert, da er jeden Augenblick fürchten mußte, die Erzählung in den ihm feindlichen Journalen zu lesen. Wenn sich aber erst einmal die Presse des pikanten Stoffes bemächtigte, dann hatte Peter absichtslos und unbewußt Cavaignac einen großen Dienst geleistet.

„Eine angenehme Mittheilung habe ich Ihnen doch zu machen,“ sagte Peter nach einer kurzen Pause. „Ich komme von Louis Lucian, er hat soeben die Nachricht erhalten, daß er in Corsika gewählt wurde!“

„So wären wir denn, wenn wir Lucian Murat dazu rechnen, fünf Bonaparte in der Assemblée!“ bemerkte Louis Napoleon. „Aber die gute Nachricht wird durch eine Schlappe aufgewogen. Im Departement der Yonne, wo ich zweimal gewählt worden war, ist bei der durch meine Resignation

nothwendig gewordenen Nachwahl Oberst Pyat, unser Freund, durchgefallen.“

Peter wollte eben eine Bemerkung machen, als an die Thür gepocht wurde.

„Wenn es Persigny wäre!“ murmelte Louis Napoleon, indem er erbleichte.

„Warum zittern Sie bei dem Gedanken, daß es Persigny sein könnte?“ warf Peter verwundert ein.

„Ich habe ihn gebeten, nicht früher zu kommen, als bis er mir das Resultat der ersten Abstimmung bringen kann!“ erwiederte Louis tonlos.

„Das Resultat der ersten Abstimmung?“ dehnte Peter überrascht. „Wo wird denn heute abgestimmt?“

„Sieben Compagnien Marinesoldaten, die sich morgen in Brest nach den Antillen einschiffen, wählen schon heute anticipativ den Präsidenten! Auf diese Karte habe ich meine Hoffnung gesetzt — Sie wissen, daß ich ein wenig Fatalist bin! Wählen mich die sieben Compagnien, dann ist's gut, dann fasse ich Muth, dann sage ich mir, daß ich auch am zehnten Dezember durchdringe. Wählen Sie mich nicht, dann“ . . . .

Louis Napoleon stockte . . . .

Das Klopfen wiederholte sich.

„Herein!" rief Louis mit bebender Stimme.

Es war wirklich Persigny, der eintrat.

Louis Napoleon sah ihn beklommen an.

„Leben oder Tod?" fragte er zagend.

„Leben, Monseigneur!" rief Persigny. „Sie erhielten in Brest 546 Stimmen, Cavaignac 242, Ledru-Rollin 25!"

Louis Napoleon athmete auf.

„Es ist ohne jede Bedeutung," sagte er mit aufgeheiterter Miene, indem er Persigny die Hand reichte, „aber ich danke Ihnen!"

„Ich habe Ihnen auch sonst noch Angenehmes mitzutheilen!" nahm Persigny das Wort. „Die beiden Barrots haben sich für Sie erklärt — Ferdinand Barrot sagte, er wende sich nach der Seite, auf welcher er seine liebsten Freunde stehen sehe — Odilon Barrot folgte seinem Beispiele. Auch Cremieux, der gewesene Justizminister der provisorischen Regierung und Jules Favre, der starre Republikaner, haben eine Schwenkung gemacht, die sie Ihnen näher bringt. Ihr Stern ist im Steigen begriffen, Monseigneur, es fallen Ihnen heute

schon diejenigen zu, auf die Sie gestern noch nicht rechnen durften. Und um die Sache zu krönen, hat die Herzogin von Orleans soeben von Claremont-House die Parole an alle Freunde ergehen lassen, für Sie zu stimmen — nicht für Cavaignac!"

„Ich habe also meine Rolle gut gespielt!" sagte der Prinz, seinen Schnurrbart drehend. „Sie halten mich Alle für eine Null — für weit unbedeutender als Cavaignac! Die Selbständigkeit des letzteren fürchten sie — mit mir glauben sie nicht viel Umstände machen zu müssen."

„Ich hörte, daß man sich in den Salons des Herrn Thiers mit Vorliebe die Fabel jenes Stückes erzählte, an welchem sich die Pariser noch heute ergötzen!" bemerkte Persigny. „Ein berüchtigter Abenteurer ist der Held des Stückes, er prellt die, die ihm glauben, bis er endlich doch selbst hinausgeprellt wird."

„Ich weiß, daß es ihr Lieblingsgedanke wäre, mich hinauszuprellen!" sagte der Prinz ruhig. „Lassen wir sie arbeiten und spekuliren und warten wir ab, wer zuletzt lacht."

„Ihre Feinde können die Thatsache nicht leugnen, daß das Landvolk für Sie eingenommen ist,

daß es mit Freude die Gelegenheit ergreifen wird, sein Müthchen an Paris zu kühlen und zu beweisen, daß nicht die Hauptstadt, sondern die Dörfer das entscheidende Wort sprechen werden. Aber diese Feinde suchen Sie wenigstens lächerlich zu machen und sprengen Anekdoten aus, die Sie discreditiren sollen. So erzählte ein Deputirter, der in seinem Departement zu Gunsten Cavaignac's Reden hielt, seine Wähler hätten ihm mit vieler Aufmerksamkeit zugehört. Als er endlich zu Ende geredet hatte, hätte ihm einer seiner Zuhörer gesagt: Sie wissen, daß wir nicht an Ihren Worten zweifeln — aber was wollen Sie? Sie können ja nichts dafür, darum kann ich es Ihnen gestehen — man hat uns schon so viel von den geistreichen Herren gesprochen, unter denen wir uns übel befanden, daß wir jetzt einen Dummkopf am Ruder haben wollen, um zu versuchen, wie es unter ihm gehen wird. Schlechter kann es uns nicht bekommen und geht es schlecht, so rufen wir Heinrich den Fünften, der noch reicher ist und noch mehr Freunde hat als Napoleon!"

„Glauben Sie wirklich, daß wir die Departe-

ments sicher haben?“ fragte Louis Napoleon mit einer gewissen Aengstlichkeit.

„Es ist Alles geschehen, um sie zu gewinnen!“ entgegnete Persigny. „Zweihundert Blätter und Blättchen predigen täglich Ihren Namen, wiederholen täglich, daß die Emancipation der Departements von dem Joche der Hauptstadt von dem Tage Ihrer Ernennung zum Präsidenten datiren wird. Jedes Kind im Lande weiß es bereits, daß Sie den Departements die Frage vorlegen wollen: ob Monarchie oder Republik und es schmeichelt den Departements, daß sie auch einmal befragt werden sollen, während Paris bisher allein Alles machte und sie für nichts ansah. Des Landvolkes glaube ich sicher zu sein — es glaubt an die Auferstehung des Kaisers. Die Royalisten werden gleichfalls für Sie stimmen, denn sie hoffen durch Sie zum Königthum zu gelangen. Die alten Soldaten verbinden mit Ihrem Namen die Hoffnung der Rehabilitirung des alten Kaiserruhmes; den besitzenden Classen gelten Sie als eine Garantie des Friedens. Die Arbeiter, welche denken und die Hoffnungslosigkeit der Candidatur Raspails und selbst Ledru-Rollins einsehen, wer-

den gleichfalls für Sie stimmen und Sie schon aus Haß gegen den Junischlächter wählen, ebenso wie Sie die Legitimisten aus Haß gegen die Republik wählen werden!“

„Wenn Sie die Dinge nur nicht in zu rosigem Lichte sehen!“ sagte Louis Napoleon zaghaft.

„Ich glaube nicht. In Paris, wo die Sache Dank dem übertriebenen Eifer Girardin's am ungünstigsten steht, wollen wir jetzt den letzten Trumpf ausspielen. Wir werden aussprengen, daß wir, wenn wir unterliegen und Cavaignac durchdringt, zu den Waffen greifen werden. Das wird viele Zaghafte und Zweifelhafte bekehren — aus Furcht vor einer möglichen Emeute werden sie Ihnen ihre Stimmen geben, die sie sonst vielleicht Cavaignac gegeben hätten!“

„Gehen Sie nur vorsichtig zu Werke!“ empfahl der Prinz.

Persigny wollte sich eben entfernen, als der Kellner Georg die neuesten Zeitungen brachte.

Louis warf einen Blick in dieselben und sagte:

„Die Assemblée hat noch vor Thorschluß die dreißig Staatsräthe ernannt — ich finde unter

den Ernannten auch nicht einen Namen, dessen Träger mir befreundet wäre!"

„Die Ernennung gleicht einer Kriegserklärung wie ein Tropfen Wasser dem anderen!" bemerkte Persigny lächelnd, indem er die Namen überflog.

„Die Assemblée will den Krieg — sie soll ihn haben!" sagte Louis Napoleon mit einer Entschiedenheit, als ob er schon gewählt wäre. „Sie will nicht auseinandergehen, bis sie die organischen Gesetze berathen und sich so gegen den Zukunftspräsidenten sicher gestellt hat — ich werde den Neunhundert die organischen Gesetze verleiden! Gehen Sie doch zu Morny, lieber Persigny, und ersuchen Sie ihn, aus seinem Proteste gegen die Berathung der organischen Gesetze Ernst zu machen — er mag als Plänkler den Feldzug eröffnen!"

Persigny verließ den Prinzen und reichte die Thürklinke dem Repräsentanten Lucian Murat.

In Paris hatte man sich bisher mit der Hoffnung geschmeichelt, daß der Papst nur zeitweilig seinen Aufenthalt in Gaëta nehmen und dann nach Frankreich kommen würde. Cavaignac hatte sofort eine Escadre von Marseille abgehen lassen, die viertausend Mann an Bord nehmen, in Civita=

vechia landen und sich dem Papste zur Verfügung stellen sollte. . . .

Lucian Murat brachte Louis Napoleon die Nachricht, daß der Papst in Gaëta bleiben würde. . . .

Die Unterredung der beiden Verwandten dauerte lange . . . .

Am folgenden Tage erzählte man sich in der Assemblée, in allen Cafés, in den Theatern und auf den Boulevards, daß Lucian Murat nach Gaëta abgereist sei, um den Papst der Achtung und lebhaften Theilnahme von Seite Louis Napoleon's zu versichern . . . .

Man spottete darüber, wie sich Louis Napoleon, selbst bei allen seinen Hoffnungen auf den Erfolg seiner Candidatur, beifallen lassen konnte, seinen Cousin Murat zu dem angegebenen Zwecke aus der Kammer zu entfernen . . . .

Als man aber hörte, daß Girardin nach Petersburg abgereist sei, steckte man vollends die Köpfe zusammen . . . .

„Er soll russisches Geld holen, damit sein Patron die Gesellschaft retten kann!“ hohnlachten die Einen.

„Nein — er soll eine russische Braut holen!" machten sich die Anderen lustig .....

Das war am neunten Dezember 1848 .....

Vierundzwanzig Stunden später waren alle Spötter verstummt .....

Am zehnten Dezember 1848 lachte nur noch Einer in Paris ....

Am zehnten Dezember machte sich die Freude der Bonapartisten auf allen Straßen und Plätzen durch den Ausruf kund:

„Es lebe Louis, der demokratische und sociale Kaiser von Frankreich!"

Hin und wieder kam auch eine Variante vor, die den General Cavaignac mit Laternen in Verbindung brachte.

Am zehnten Dezember 1848 hatten sechsthalb Millionen Franzosen Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten von Frankreich ernannt.

Siebzehntes Kapitel.

Der zwanzigste Dezember 1848.

Es war am zwanzigsten Dezember gegen 4 Uhr Nachmittags. Schon fing es an dunkel zu werden, und da die große Halle der Nationalversammlung sich in Halbdunkel gehüllt hatte, so wurden die Armleuchter von der Decke niedergelassen und Lichter auf die Tribune gesetzt.

Der Präsident gab ein Zeichen, eine Thür zur Rechten öffnete sich, und man sah einen jungen, schwarz gekleideten Mann, der auf seiner Brust das Ordenszeichen der Ehrenlegion trug, raschen Schrittes in die Halle treten und die Tribune besteigen.

Aller Augen waren auf diesen Mann gerichtet.

Sein bleiches kränklich aussehendes Gesicht mit seinen durch den Lampenschein noch mehr

hervortretenden hohen und abgemagerten Backen, seine große und lange Nase, seine vom Bart beschattete Oberlippe, mit einer über eine schmale Stirne herabhängenden Locke, seine Augen klein und matt, seine ganze Erscheinung furchtsam und ängstlich, in keiner Hinsicht Aehnlichkeit mit dem Kaiser; — dies war der Bürger Louis Napoleon Bonaparte.

Während des Gemurmels, das bei seinem Eintritte sich erhob, blieb er einige Augenblicke, seine rechte Hand in seinem zugeknöpften Rocke, steif und unbeweglich auf der Tribune stehen, deren gegenüberstehende Seite die Data 22., 23., 24. Februar trug, über welche die Worte, „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" geschrieben waren.

Nachdem endlich die Ruhe hergestellt war, schlug der Präsident der Versammlung mehrere Mal mit seinem hölzernen Hammer auf den vor ihm stehenden Tisch und sagte, als das letzte Geräusch der Versammlung geschwunden war: „Ich will die Eidesformel vorlesen, sie lautet also:"

„In der Gegenwart Gottes und vor dem französischen Volke, das hier durch die Nationalversammlung vertreten wird, schwöre ich, der ein-

zigen und untheilbaren Republik treu zu bleiben und alle mir von der Constitution auferlegten Pflichten zu erfüllen."

Der Präsident der Versammlung las stehend diese bedeutungsvolle Formel, alsdann erhob „der Bürger Karl Louis Napoleon Bonaparte" seine rechte Hand und sagte vor der ganzen in athemlosem Schweigen und voller Erwartung dasitzenden Versammlung mit einer festen, vollen Stimme:

„Ich schwöre!"

Der Präsident der Versammlung, noch stehend, fuhr fort: „Wir rufen Gott und Menschen zu Zeugen des eben geschworenen Eides an. Die Nationalversammlung nimmt den Eid an und befiehlt, daß er nebst der Abstimmung im Moniteur gedruckt und in derselben Form und Weise veröffentlicht werde, wie die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung."

Die Sache schien jetzt abgethan, und man glaubte, daß der Bürger Karl Louis Napoleon Bonaparte, von der Zeit an bis zum zweiten Sonntage im Mai 1852 Präsident der Republik, von der Tribune heruntersteigen würde.

Aber er that es nicht.

Er fühlte einen inneren Drang sich wo möglich noch fester zu binden, etwas zu dem Eide hinzuzufügen, welchen die Constitution von ihm verlangt hatte, und kund zu thun, wie sehr dieser Eid von ihm frei und willkührlich ausgelegt wurde.

Er bat um die Erlaubniß, die Versammlung anreden zu dürfen.

„Reden Sie," sprach der Präsident der Versammlung, „Sie haben das Wort!"

Es herrschte noch tieferes Schweigen und noch größere Aufmerksamkeit als zuvor.

Der Bürger Louis Napoleon entfaltete ein Papier und las eine Rede vor.

In dieser Rede, worin er eine von ihm bereits ausgewählte kleine Anzahl bestimmte und im voraus zu Aemtern auserkor, sagte er:

„Ich wünsche in Verbindung mit Ihnen, Vertreter der Bürger, die Gesellschaft auf ihrer wahren Grundlage zu befestigen, demokratische Institutionen einzuführen und ernstlich darauf zu sinnen, Mittel ausfindig zu machen, welche darauf berechnet sind, die Leiden eines edlen und verständigen Volkes, das mir soeben einen so vorzüg-

lichen Beweis seines Vertrauens gegeben hat, zu mindern."

Aber das, was ganz besonders Jedermann auffiel, was sich Jeder tief einprägte und was ein Echo in dem Herzen eines jeden ehrlichen Mannes fand, war die Erklärung, die gänzlich freiwillige Erklärung, mit welcher er seine Anrede begann: „Die Stimme der Nation und der eben übernommene Eid gebieten über mein künftiges Verhalten. Meine Pflicht ist mir klar vorgeschrieben, ich werde sie als ein Mann von Ehre erfüllen. Ich werde alle diejenigen als Feinde des Vaterlandes betrachten, welche durch ungesetzliche Mittel das zu ändern suchen, was ganz Frankreich eingerichtet hat."

Als er seine Rede beendigt hatte, erhob sich die constituirende Versammlung und ließ wie aus einem Munde den mächtigen Ruf erschallen:

„Lange lebe die Republik!"

Louis Napoleon stieg herab und wurde von seinen Freunden an den Stufen der Rednerbühne umringt.

Plötzlich besann er sich, drängte sich durch den Kreis der ihn Beglückwünschenden und eilte zu

Cavaignac hinauf, der auf dem linken Centrum Platz genommen hatte, nachdem er gleich bei Beginn der Sitzung mit wenigen herzlichen Worten, welche die Versammlung mit donnerndem Beifall begleitet hatte, seine Stelle niedergelegt hatte.

„General," sagte Louis Napoleon, Cavaignac's Hand ergreifend, „wie auch das Resultat des Wahlkampfes ausgefallen sein mag, Ihr Name und Ihre Thaten werden eine schöne Seite in der Geschichte unseres Landes füllen, und ich hoffe, daß diese Seite nicht die letzte sein wird, womit Sie unsere Geschichte bereichern!"

Cavaignac verneigte sich und Louis Napoleon eilte unter lautem Beifallklatschen der Assemblée hinab und hinaus.

Soldaten bildeten Spaliere bis zu seinem Wagen, mehrere Regimenter standen in Waffen und während im Invalidenhause zwanzig Kanonen abgefeuert wurden, fuhr der Günstling des Glückes, von den Generalen Changarnier und Lamoricière zu Pferde begleitet, nach seiner Wohnung.

Lamoricière hatte sich dem Präsidenten mit folgenden Worten vorgestellt:

„Ich war bisher der Kriegsminister des Gene-

rals Cavaignac. Nachdem Sie mit der obersten Gewalt bekleidet wurden, erbiete ich mich, Sie mit den Angelegenheiten meines Ministeriumsbekannt zu machen.“

Wenn sich Lamoricière, wie eine Sage ging, wirklich vermessen hatte, den Präsidenten Louis Napoleon mit Kanonenschüssen empfangen zu wollen, so hielt er jetzt Wort — denn noch immer donnerten die Kanonen der Invaliden.

Dem Zuge kam jetzt eine Equipage entgegen — in derselben saß Dufaure, der Minister des Innern, der soeben die Wohnung des Präsidenten im Elysée besichtigt hatte.

Es gehörte zu den Obliegenheiten des Ministers des Innern, dafür zu sorgen, daß der neue Präsident das Elysée wohnlich eingerichtet finde.

Dufaure grüßte und fuhr weiter. Das um das Palais Elysée versammelte Volk hatte einen Augenblick geglaubt, daß Dufaure der Präsident sei und hatte ihm die Pferde ausspannen wollen....

Wie Louis Napoleon in langsamem Trabe dahin fuhr, drängte sich ein Mann an den Wagenschlag und warf ein Blatt in den Wagen.

Der Präsident entfaltete es und sah, daß es

eine Carrikatur war und Louis Philipp darstellte, wie er von Lamartine, und dieser wieder von Cavaignac, Cavaignac aber von Louis Napoleon einen Fußtritt auf den hinteren Theil seines Körpers bekam.

Unter dem Bilde standen die Worte:

„Fortsetzung folgt!“

Louis Napoleon steckte das Blatt, ohne eine Miene zu verziehen, ein — der Wagen hielt vor dem Elysée.

Die Truppen präsentirten, wie sie es längs der ganzen Linie gethan hatten, wo sie auf allen freien Plätzen bataillonsweise aufgestellt gewesen waren.

Auf der Vortreppe des Elysée empfingen ihn die Mitglieder seiner Familie und einige Freunde.

Jerôme drückte ihm die Hand und küßte ihn — die Vettern Napoleon, Peter, Louis Lucian folgten dem Beispiele des ältesten Familiengliedes; Lacrosse der sich an der Spitze der Deputation der Freunde des Präsidenten diesem präsentirte, hielt eine kurze Anrede, Louis dankte und zog sich darauf in seine Gemächer zurück.

Dort fand er eine Karte Cavaignac's — der

General hatte sie am Vormittage persönlich abgegeben.

Dort fand er ein versiegeltes Billet, — es war von Mathilde und enthielt nichts als das eine Wort, das sie ihm nach den Februartagen nach London geschrieben — das Wort: je monte.

Es hatte sich bewahrheitet . . . .

Dort fand er eine Adresse seines Fähnrich's Dumas, der ihn also ansprach:

Das erste Wort, das aus Ihrem Munde hervorgehen wird, möge heißen: „Vergessen", das zweite „Gerechtigkeit". Billig ist es, daß der Graf von Chambord, der nicht das Geringste gegen Frankreich verbrochen, und doch seit achtzehn Jahren daraus verbannt ist, die Pforten Frankreichs sich wieder für ihn öffnen sehe. Billig, daß vier junge Prinzen, die Ihnen nie etwas gethan haben, durch Sie zurückgerufen werden. Aber das ist noch nicht Alles, das wäre nicht genug. Es ist billig, daß diejenigen, welche dem Vaterland gedient haben, für ihre Dienste belohnt werden; es ist billig, daß der Herzog von Aumale, der in Algerien befehligte, und der seinen Degen hinlegte mit den Worten: „sei ver-

gessen, meine Mutter!" es ist billig, daß dieser Herzog von Aumale wieder Gouverneur von Algerien werde. Es ist billig, daß der Herzog von Joinville, der die Flotte commandirte, den seine Kenntnisse zur Leuchte für seine Offiziere, den sein Muth zum Abgott seiner Soldaten gemacht hatte, es ist billig, daß der Prinz von Joinville, für den die Marine gestimmt hat, der Marine wiedergegeben werde. Es ist billig, daß der Mann, der uns im Stadthause vor der Anarchie gerettet, der die rothe Fahne mit derselben Hand, mit welcher er die Girondisten geschrieben, zerrissen, der seine Popularität durch einen Irrthum und nicht durch einen Fehler eingebüßt, es ist billig, daß Herr v. Lamartine Vicepräsident der Republik werde, es ist billig, daß der Mann, der würdevoll und hochherzig vor Ihnen zurücktritt, Paris in dem Zustand der Ruhe und Frankreich in dem des Vertrauens zurücklassend, es ist billig, daß General Cavaignac zum Marschall von Frankreich erhoben werde. Das hatte ich Ihnen zu sagen, Prinz. Zum ersten und zum letzten Male hören Sie meine Stimme, eine sehr freie, sehr gesetzliche und vor Allem sehr uneigennützige Stimme"....

Louis Napoleon legte, wieder ohne eine Miene zu verziehen, die Adresse Alexander Dumas' zu der Carrikatur.

Und noch ein Papier findet der Präsident auf seinem Schreibtische . . .

Es ist ein Gesuch eines Schneiders aus der Rue Vivienne, der um die Verleihung des Titels: Schneider Seiner kaiserlichen Hoheit des Prinzen Louis Napoleon, bittet . . . .

Dies Papier entlockt dem neuen Präsidenten doch ein Lächeln . . . .

„Also bereits ein Hoffournisseur!" sagt er. „Aber wo ist der Hof?" . . . .

Da sind auch schon die Invaliden . . . .

Sie haben es sich nicht nehmen lassen, den neuen Präsidenten noch heute zu beglückwünschen.

„Gott selbst stimmte für Sie, Monseigneur," sagt der Wortführer, „hätte er sonst am zehnten Dezember so frühlingshaft, so ganz undezemberlich, die Sonne scheinen lassen?"

Nun sind auch die Invaliden verabschiedet und der Präsident setzt sich an den Schreibtisch . . . .

Es sind die ersten Ernennungen, die er ausfertigt . . .

Er ernennt den Sohn des Marschalls von Ney zu seinem Ordonnanzoffizier . . . Moquard, den Vertheidiger der vier Sergeanten von La Rochelle zum ersten, Alfred Dalmbert, einen der Theilnehmer an der Affaire von Boulogne, zum zweiten Direktor seines Cabinets . . . .

Dann macht er seinen Oheim Jerôme zum Gouverneur der Invaliden . . . .

Draußen wiehern und stampfen die Rosse, denn der Hof des Elysée ist mit Infanterie und Cavallerie angefüllt, die Mannschaft lagert unter Zelten und arbeitet an der Errichtung von Lagerbarraken. Es wimmelt von Schildwachen und Polizeiagenten um die Behausung des neuen Präsidenten.

Der grelle Schein der Wachtfeuer erleuchtet seine Fenster . . . .

Im Garten stellt man bei Fackelschein Statuen auf und wühlt den Erdboden auf, um dem Präsidenten Licht vom Gasometer aus zuzuführen . . . .

Jetzt jubeln auch die Soldaten und lassen den Präsidenten leben, denn dieser hat jedem der vierhundert Mann, die die erste Wache bei ihm haben, zehn Francs auszahlen lassen . . . .

Die Luft wiederhallt von Lebehochrufen . . . .

Achtzehntes Kapitel.

Das erste Erwachen im Elysée.

Louis Napoleon hatte die erste Nacht im Palais Elysée geschlafen.

Er erwachte mit einem unbehaglichen Gefühle und klingelte seinem Kammerdiener. Die Umgebung bot ihm so viel des Ungewohnten, daß sie ihn nicht recht anzuheimeln vermochte. Er dachte mit einer Art Sehnsucht an die bescheidene Wohnung, die er als Privatmann im Hôtel du Rhin inne gehabt.

„Monseigneur," sagte Jeofron im Eintreten, „der erste Bittsteller hat sich schon eingefunden. Ich war neugierig, wer der erste sein würde, der sich im Palais Elysée an die Gnade Monseigneurs wenden würde — nun ist das Räthsel gelöst,

aber ich bedaure sagen zu müssen, daß es ein altes Weib ist!"

„Du meinst, daß das Unglück bedeutet?" warf Napoleon verdrießlich hin, indem er aus dem Bette sprang.

„Viel Gutes bringen die alten Weiber nie und ich glaube, daß auch dieses alte Weib, welches sich so angelegentlich nach dem Präsidenten, der gestern in's Elysée eingezogen sein soll, erkundigt hat, ein Wink für Monseigneur sein mag, sich nicht allzulange im Elysée aufzuhalten!"

„Du meinst es gut mit mir!" lachte Louis, indem er sich der ordnenden Hand Jeofron's auf Discretion übergab. „Ich bin hier kaum eingezogen und Du sähest es schon gern, wenn ich wieder die Kündigung erhielte!"

„So war es nicht gemeint, Monseigneur!" protestirte der Kammerdiener lebhaft. „Ich wollte mir nur erlauben, eine Uebersiedelung in die Tuilerien vorzuschlagen." —

„Ich aber würde Dir vorschlagen, Dich angelegentlicher mit meinem Barte und Haare als mit den Tuilerien zu beschäftigen und es mir

ganz zu überlassen, mir meine Wohnungen zu wählen! Verstanden?“

„Zu Befehl, Monseigneur!“

„Was hast Du der alten Frau gesagt, die den Präsidenten sprechen wollte? Man soll die erste Bitte, die an einen gerichtet wird, wenn man in neue Verhältnisse eingetreten ist, nicht abschlagen!“

„Ich ahnte, wie Monseigneur über die Sache denken würden und hieß die alte Frau warten, indem ich ihr begreiflich machte, daß Präsidenten von Republiken etwas später aufzustehen pflegen als gewöhnliche Menschen, was sie endlich auch ganz natürlich fand!“

„Du hast sehr wohl daran gethan, daß Du die Alte nicht fortschicktest, obwohl ich fürchte, daß sie mich in Verlegenheit bringen wird! Wenn sie nur kein Geld von mir verlangt!“

„Sie hat eine Bittschrift in der Hand!“

„Da haben wir's!“

„Monseigneur können ihr eine Anweisung auf Ihre Civilliste geben!“ sagte Jeofron mit feinem, ironischem Lächeln, indem er einer Stirnlocke des Präsidenten mit dem Brenneisen den rechten Schwung gab.

„Von der ich selbst nicht leben kann!“ lachte der Präsident.

„Monseigneur brauchen nur eine Bittschrift einzureichen und die Nationalversammlung wird sich beeilen, die Dotation des Präsidenten zu verdoppeln!“

„Auch dann wären es erst zwölfmalhunderttausend Francs,“ murmelte Louis verdrießlich, „und wenn ich meine Schulden bezahlen und keine neuen machen will, brauche ich zwölf Millionen!“

„Ich würde es nicht versäumen, der Sitzung der Nationalversammlung beizuwohnen, in welcher ein Ansinnen Monseigneurs, die Dotation auf zwölf Millionen zu erhöhen, zur Discussion käme! Da würde man etwas zu hören bekommen!“

„Du hast Recht, Jeofron, die sparsamen Leute im Palais Bourbon würden zappeln und wehklagen — als ob es nicht dasselbe wäre, ob sie meine Schulden später bezahlen oder mir die zwölf Millionen gleich votiren. Und bezahlen werden sie doch meine Schulden müssen!“

Louis Napoleon lächelte, indem er sich im

Spiegel besah. Er war tadellos aus der Hand seines Kammerdieners hervorgegangen und sagte, mit sich selbst und Jeofron zufrieden:

„Laß jetzt die alte Frau vor!“

Jeofron verschwand und es dauerte nicht lange, so trippelte ein altes Mütterchen herein, das eine jener riesigen Hauben aufgesetzt hatte, wie sie die alte Generation weiblicher Section noch heute in der Normandie zu tragen pflegt.

„Sie sind also der neue König von Frankreich, der Präsident heißt?“ begann die Alte, den Prinzen aufmerksam betrachtend. „Das trifft sich vortrefflich, daß gerade Sie Präsident geworden sind! Wär's ein Anderer geworden, was würden dann meine kleinen Enkelchen, die Kinder des Matrosen Mulot anfangen, der Sie einmal von Europa nach Amerika geführt hat, als Sie Louis Philipp nicht in Frankreich dulden wollte!“

„Ich erinnere mich in der That eines Matrosen Mulot, der auf der Andromeda viel um meine Person beschäftigt war!“ sagte der Präsident.

„Monseigneur erinnern sich — o du mein Gott,

wie gütig ist das von Ihnen!“ rief die Alte voll Freude. „Mein Sohn, der Matrose Peregrin Mulot, hat sich auch oft Monseigneurs lebhaft erinnert und Ihren Namen immer im Munde geführt. Er hat oft erzählt, daß Monseigneur jedem Matrosen der Andromeda zwanzig Francs gegeben und gesagt haben: Kinder, ich kann jetzt nichts mehr für Euch thun — wenn sich aber das Glück wenden und mir ein guter Stern leuchten sollte, so sucht mich auf und ich will mehr für Euch thun!“

„In der That, das habe ich zu den wackeren Burschen von der Andromeda gesagt, als ich drüben in der neuen Welt Abschied von ihnen nahm!“

„Haben Sie es gesagt?“ jauchzte die Alte. „Nun sehen Sie also, Monseigneur, daß mein Junge nicht gelogen hat! Nur kommen kann der Junge nicht mehr!“

Die Alte wischte sich die Augen und fuhr traurig fort:

„Er ist todt. Die Wellen haben ihn verschlungen — er ist ein Opfer des Sturmes geworden. Sein Weib hat ihn nicht lange über-

lebt. Seine fünf Kinder leben in der tiefsten Armuth. Ich war eben voll Verzweiflung über ihr Schicksal und ihre Zukunft, als der Schullehrer zu mir kam und zu mir sagte: Madame Mulot, der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, den Euer Sohn einmal von Europa nach Amerika geführt hat, ist Präsident von Frankreich geworden — Präsident, das heißt so viel als früher Kaiser oder König — und beiläufig so viel, als früher und unmittelbar nach Louis Philipp der Herr von Lamartine war, von dem so viel gesprochen wurde, bis plötzlich Alles still ward und es hieß, daß er in Ungnade gefallen und ein gewisser Cavaignac an seine Stelle getreten sei — wenn Euch Louis Napoleon helfen wollte, sagte der Schullehrer, der könnte es. Der hat jetzt Millionen zu seiner Verfügung und ist ein gemachter Mann! Es kommt nur Alles darauf an, ob er sich Eures Sohnes, des Matrosen Mulot, erinnert! Ich will Euch eine Bittschrift aufsetzen, in derselben den kläglichen Tod Eures Sohnes in den Wellen, das traurige Schicksal der zurückgebliebenen Waisen schildern — wenn das nicht verfängt, dann ist Alles um-

sonst! Und der gute Herr Schullehrer hat Wort gehalten, er hat mir die Schrift aufgesetzt, hier ist sie — ich bin mit ihr siebzig Lieues zu Fuß gegangen — es ist ein schönes Stück Weges vom Meere bis Paris — Sie können mir's glauben Herr Präsident — besonders für ein Paar alter Füße! Aber was thut man nicht für seine Enkelkinder!"

Louis Napoleon nahm die Bittschrift aus den Händen der Alten und schrieb einige Zeilen auf dieselbe.

„Ich habe Euren Enkeln einen Jahresgehalt von vierhundert Francs angewiesen," sagte er, das Papier in die Hände der Alten zurücklegend, „meine Kassa wird ihnen denselben pünktlich und so lange auszahlen, bis sie großjährig geworden sind und für sich sorgen können!"

„Vierhundert Francs!" rief die Alte, vor Glück und Freude lachend, weinend und schluchzend. „Vierhundert Francs! Welch ein Reichthum! Wenn ich das in der Normandie erzählen werde! Die Dörfer werden aufstehen und meine Enkel werden den Präsidenten segnen." —

„Geht mit Gott, Alte!" sagte der Prinz, die

alte Frau, die sich vor Glück, Freude und Dankbarkeit nicht zu fassen wußte und ihm die Hände und den Rock küssen wollte, zur Thür drängend.

„Woher meine Kasse die vierhundert Francs nehmen wird, das weiß nur Gott allein!" sagte der Präsident, als er sich allein sah. „Was gibt's schon wieder, Jeofron?"

Der Kammerdiener meldete Herrn Thiers.

„Die verwünschten Gläubiger!" sagte der Prinz, unmuthig mit dem Fuße aufstampfend. „Eine zudringliche Race! Man ist kaum acht Tage Präsident und sie kommen schon, wo nicht das Kapital, also doch wenigstens die Interessen einzukassiren! — Ich wünschte, Thiers wäre, wo der Pfeffer wächst. Er ist mir willkommen, Jeofron!"

„Monseigneur stehen auf dem Punkte, ein Ministerium zu bilden!" sagte Thiers, nachdem die ersten Begrüßungen und Höflichkeitsphrasen abgethan waren.

„In der That" — gab der Präsident in möglichst herzlichem Tone zurück, „und ich habe eben daran gedacht, mich mit Ihnen deshalb zu be-

rathen. Sie kommen mir daher wie gerufen, lieber Thiers! Ich hoffe, Sie haben Ihren Widerwillen gegen die Portefeuilles aufgegeben und werden sich geneigt zeigen, mein Minister des Aeußeren zu werden!"

„Sehr schmeichelhaft, Monseigneur, aber Sie werden mir doch erlauben, die mir zugedachte Auszeichnung abzulehnen! Ich begnüge mich, ein Anhänger des beatus ille, qui procul negotiis, mit meinem Platze in der Nationalversammlung und verzichte auf jede Betheiligung an den Regierungsgeschäften. Sie sehen in mir wirklich einen Mann ohne allen staatsmännischen Ehrgeiz, Monseigneur!"

„Sie kränken mich allen Ernstes durch diese Ablehnung, lieber Thiers!" sagte der Prinz, indem er seinen Arm vertraulich in jenen des kleinen Thiers legte und den letzteren zum Fenster führte. „Ich will indessen noch immer hoffen, daß Sie nicht Ihr letztes Wort gesprochen haben — ich würde Sie gar zu gern an der Spitze meines Conseils sehen! Aber wenn Sie auch Ihre Gründe haben mögen, jetzt noch nicht auf meinen Vorschlag einzugehen, so werden Sie mir vielleicht

Weiteres an die Hand geben, womit ich Ihnen meine lebhafte und unwandelbare Erkenntlichkeit beweisen könnte?"

„Ich habe mir erlaubt, Monseigneur, Ihnen hier einige Namen aufzuzeichnen!" sagte Thiers, ein Blatt Papier aus der Tasche langend und aufrollend. „Es sind gewichtige Namen, die das gesunkene Vertrauen beleben, den Credit wieder herstellen würden!"

„Sie sind sehr gütig, lieber Thiers!" sagte der Präsident, das Papier zu sich nehmend.

Er wollte es, ohne es auch nur anzusehen, in die Tasche stecken, als Thiers, die fatale Bewegung rechtzeitig paralysirend, pikirt ausrief:

„Wollten Monseigneur die von mir vorgeschlagenen Namen nicht prüfen?"

„Das hätte ich selbstverständlich gethan — noch mehr, lieber Thiers, die Namen sind so gut wie acceptirt, denn Sie schlagen sie vor!" sagte der Präsident höflich. „Ich habe nur jetzt eben nicht Zeit und Stimmung, mich mit Politik zu befassen — indessen, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweise, so will ich mir die Namen ansehen!"

Der Präsident entfaltete das Papier, schüttelte jedoch, nachdem er einen Blick in dasselbe gethan, sehr bedenklich den Kopf.

„Sie schlagen mir da sehr unpopuläre Männer vor, lieber Thiers!“ sagte er. „Ich fürchte, daß die Politik derselben ganz geeignet ist, mich in kürzester Zeit mit dem Lande und der Nationalversammlung in Conflikt zu bringen! Es sind lauter Orleanisten oder Bourbonisten von reinstem Wasser!“

„Aber es sind Männer, zu welchen die Börse unbedingtes Vertrauen hat!“ sagte Thiers kategorisch. „Sie wissen am besten, Monseigneur, daß man die Börse nicht übersehen darf! Ein Dienst erfordert den anderen! Die Börse hat Ihnen, Monseigneur, die Summen vorgestreckt, die Sie brauchten, um Ihre Wahl in Scene zu setzen — wie wollen Sie es dieser Börse verargen, wenn sie jetzt auch Garantieen für ihr Geld haben will? Diese Garantieen sieht sie aber eben nur in den von mir vorgeschlagenen Namen! Ich habe kein weiteres Interesse daran, Monseigneur, ich bin eben nur Vermittler!“

Thiers hatte einen durch seine Trockenheit im-

peratorisch klingenden Ton angeschlagen, der sehr unangenehm an die Ohren des Prinzen schlug, die eine solche Sprache zu hören nicht gewohnt waren.

Aber er schluckte die bittere Pille ruhig hinunter, biß sich in die Lippen und gab sich, um über die momentane Verlegenheit hinwegzukommen, die Miene, als ob er in das Studium des Papieres vertieft sei, das ganz wie ein Ultimatum, wie ein an die Brust gesetztes Pistol aussah.

„Was wird Frankreich zu diesem Falloux sagen — zu dem Jesuiten, der in Frohsdorf aus- und eingeht!“ murmelte der Prinz nach einer Weile.

„Falloux wird Frankreich eine Bürgschaft sein, daß die Jugend in Zukunft in Frankreich auf eine Art erzogen werden wird, die sie abhalten dürfte, immer auf die Barrikaden als auf die ultima ratio des Volkes zu blicken! Vor der Junischlacht, ich gebe es zu, wäre Falloux unmöglich gewesen — jetzt wird ihn jeder, der in Frankreich etwas zu verlieren hat, als eine persona grata betrachten!“

„Und dieser hohle Phrasenheld Barrot, der achtzehn Jahre auf den Oppositionsbänken nur

von seinem schönen Basse gelebt hat!“ rief der Prinz mißmuthig. „Wenn ich diesen discreditirten Jupiter tonans zu meinem Minister mache, wird er ganz in die Fußstapfen Guizot's treten, den er so lange bekämpft hat — er wird vor Allem wie dieser mehr Louis Philipp als mir und der Republik dienen!“

„Er wird vor Allem den Krieg gegen die Clubbs mit Energie führen, er wird der Presse Zügel anlegen und das Seinige thun, daß die Republik in Florenz und Rom nicht noch mehr an Boden gewinnt!“ widerlegte Thiers die Bedenken des Präsidenten in bestimmtem Tone.

„Glauben Sie, daß Odilon Barrot für den Papst ist?“ fragte Napoleon in anscheinender Theilnahmlosigkeit, als ob es ihm nur um eine Phrase zu thun wäre. Doch ließ er, indem er die Frage stellte, Thiers nicht aus dem Auge.

„Odilon Barrot ist gut päpstlich und wird alles Mögliche thun, die Republik in Rom einzudämmen und ihr das Gefährliche zu nehmen, daß sie bei weiterem Umsichgreifen für das sich eben erst consolidirende Frankreich jedenfalls haben müßte!“

Mit der Miene eines Menschen, der sich in's Unvermeidliche fügt, sagte der Prinz:

„Sei's darum! Odilon Barrot ginge noch mit — aber Falloux — und Faucher — Faucher, dem das Wort Republik immer in der Kehle zu ersticken droht, wie kann ich ihn der Nationalversammlung bieten?"

„Faucher ist ein Mann voll Energie — er wird den Socialisten an den Leib gehen, er wird die Beamten purifiziren — unter seinem Regime wird man dem Polizeipräfekten keine geheimen Notizbücher und dem Kriegsminister nicht den strategischen Operationsplan stehlen, um ihn an die Barrikadenmänner zu verkaufen, wie es der wackere Capitän Constantin that! Faucher wird den Revolutionsmännern, die noch in der Nationalversammlung sitzen, imponiren und uns von der in ihrem Uebermuth unbequem werdenden Mobilgarde befreien, ehe uns diese modernen Janitscharen eines schönen Morgens ganz so erwürgen, wie sie die Juniinsurgenten niedergewürgt haben!"

„Ich habe eine Antipathie gegen diesen Faucher, der mir in der Nationalversammlung trotz seines

schwarzen Frackes und seiner weißen Cravatte immer wie ein Verbrecher vor Gericht erscheint, weil er keinen Widerspruch verträgt und immer gleich am ganzen Körper zittert und grün wird im Gesichte! Aber Sie wünschen ihn als Minister zu sehen, lieber Thiers, und ich werde darüber nachdenken!“

Thiers empfahl sich. Louis begleitete ihn höflich bis zur Thür, als sich diese aber hinter dem Dränger geschlossen hatte, sagte er, die Augenbrauen finster zusammenziehend:

„Was der Mensch sich Alles bieten lassen muß von dem ersten besten Parvenu, dem er zufällig anderthalb Millionen schuldig ist! Der Mensch glaubt mich an der Leine führen und mich nach seiner Pfeife tanzen lassen zu können! Im Augenblick bleibt mir, wenn ich Frieden haben will, auch wirklich nichts Anderes übrig, als zu tanzen — aber es ist nicht aller Tage Abend! Der Mensch ist mir mit seinen Prätensionen so gründlich verhaßt, daß, wenn ich jetzt Jemanden fände, der mir drei Millionen borgte, ich ihm sofort seine anderthalb Millionen vor die Füße würfe — und das will viel sagen, da ich wirklich nicht weiß,

wohin zuerst mit dem Gelde und wenn ich davon so viel hätte, als ich in der Wirklichkeit wenig von dem Artikel habe!"

Der Präsident ließ sich von seinem Kammerdiener Hut und Rock reichen und verließ zu Fuße das Elysée, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die großartigen Vorbereitungen geworfen hatte, die für den heutigen Ball getroffen wurden, zu welchem dreitausend Karten ausgegeben worden waren und von dem ganz Paris seit acht Tagen sprach.

Der Präsident wollte durch diesen glänzenden Ball, der leicht eine Viertelmillion kosten konnte, das Elysée gleichsam einweihen.

Er sah jetzt die riesigen Spiegel, die vergoldeten Luster und Kandelaber, die exotischen Pflanzen, die in Riesenkübeln hereingeschafft wurden, er hörte ein Heer von Tapezierern und Dekorateuren darauf loshämmern und er seufzte tief.

Wie werde ich das Alles bezahlen, dachte er und ging schwermüthig durch die Avenue Marigny nach den nahen Elysäischen Feldern.

Dort blieb er vor einem einsamen einstöckigen Hause stehen, das mit einer hohen Mauer um-

geben war, auf welcher zahllose scharfe Lanzenspitzen angebracht waren.

Louis klingelte und fragte den ihm öffnenden Portier, ob Seine Hoheit, der Herzog von Braunschweig zu Hause sei.

Der Portier besah den Besuch mißtrauisch vom Kopf bis zum Fuß und erbat sich dann seinen Namen oder seine Karte.

Mit der letzteren verschwand er, ohne den Prinzen einzulassen.

Nach einer Weile erschien er wieder mit einem Diener, der den Prinzen von London her kannte und ihn nun bat, ihm zu folgen.

Der Exherzog von Braunschweig kam dem Prinzen entgegen, begrüßte ihn herzlich, umarmte ihn und sagte:

„Verzeihe, daß man Dir Schwierigkeiten machte, ehe man Dich einließ — aber ich lebe hier in festungsartiger Absonderung — ich möchte fast sagen in Einzelhaft!“

„Ich sehe es und kann das Warum nicht enträthseln! Wen hast Du zu fürchten?“

„Du weißt, daß die Tage des Londoner Schuldenmachens vorüber sind“ —

„Für Dich!“ unterbrach Louis den Herzog lachend.

„Für Dich nicht?“ fing dieser den Einwurf befremdet auf. „Warum hast Du mich dann nicht schon früher aufgesucht? Wir haben zusammen in London geborgt — ich habe mich seither mit meinen Verwandten ausgeglichen und bin in den Besitz des Familienschatzes gelangt — es versteht sich von selbst, daß ich meine Freunde und Leidensgenossen von ehedem nicht in der Dinte sitzen lasse, wenn sie sich an mich wenden!“

„Das Vertrauen zu Deinen großmüthigen Gesinnungen führt mich eben zu Dir!“

„Wie hätte ich denken können, daß der Präsident von Frankreich — und der bist Du doch geworden? — nicht Geld im Ueberflusse haben sollte? Wie viel brauchst Du?“

„Einige hunderttausend Francs!“ dehnte Louis zögernd.

„Sagen wir dreimalhunderttausend! Ist das genug?“

„Es muß genug sein!“ seufzte der Präsident.

„Wir können auch fünfmalhunderttausend sagen! Bei einem so alten guten Freunde kommt

es auf einen Pappenstiel mehr oder weniger nicht an!“

Das Gesicht des Präsidenten erheiterte sich merklich.

„Ich weiß doch, daß ich mein Geld an Dich nicht verliere!“ fuhr der Herzog heiter fort. „Du bist ein Glückskind! Drei Mal hast Du den großen Luftsprung gewagt, und immer bist Du vom Trapez kopfüber heruntergestürzt: aber das hielt Dich nicht ab, die Uebungen auf dem Trapez fortzusetzen. Endlich ist's gelungen — Du hast den großen Luftsprung glücklich vollbracht — Du bist Kaiser von Frankreich!“

„Noch nicht — noch lange nicht!“

„Pah — Präsident oder Kaiser, das kommt auf Eines heraus! Wie ich Dich kenne, wirst Du nicht der Narr sein und nach vier Jahren abdanken! Du wirst über diese impotente Republik im Bienenmantel zur Tagesordnung übergehen! Haha! erinnerst Du Dich noch an den kindischen Vertrag, den wir in London schlossen und in Papa Dunkombe's Hände legten? Wer früher Kaiser wird, der macht den andern zum Kaiser — war's nicht so? Wohlan denn, Du

hast's der Erste erreicht. Du bist Kaiser von Frankreich, ich erwarte nun auch, daß Du den Vertrag hältst und mich zum Kaiser von Deutschland machst! Dann wird die gute Königin von England, die uns einmal, als wir ihr im Theater in einer Loge gegenüber saßen, zu ihrem Vetter, dem Coburger, die zwei unausstehlichsten Gecken des Jahrhunderts nannte, die Augen aufmachen! Sie wird Krämpfe bekommen, wenn sie uns wird mit mon frère anreden müssen!"

Der Herzog lachte aus vollem Halse und fuhr nach einer Weile fort:

„Was den deutschen Kaiserthron anlangt, so gönne ich Dir übrigens Zeit! Du brauchst Dich mit der Restauration desselben nicht gar zu sehr zu beeilen! Ich fühle mich hier ganz wohl und sehne mich aus meiner Diamantenwelt gar nicht heraus."

„Aus Deiner Diamantenwelt?"

„Ich lebe unter lauter Diamanten und nur für Diamanten. Es ist das eine kleine Passion von mir. Sie wird Dir auch die Vorsichtsmaßregeln erklären, mit denen ich mein Haus und meine Person umgebe. Ich habe für drei Mil-

lionen Dollars Diamanten in diesem Hause — aber das Haus ist auch vollkommen sicher! Du hast wohl die scharfen Lanzenspitzen auf der Einfriedungsmauer bemerkt? Sobald ein ungebetener Gast diese Mauer bestiege, würde ein Glockenzug, welcher mit diesen Lanzenspitzen in geheimer Verbindung steht, Allarm machen. Die Vorrichtung kostet mich die Kleinigkeit von vierzehntausend Dollars!"

„Aber wo hast Du Deine Schätze aufgestapelt?"

„Komm mit mir — ich will Dir meine Schatzkammer zeigen!"

Der Herzog führte den Gast in ein Zimmer, das nur ein Fenster hatte, dessen Jalousie von stärkstem Gitterwerke gemacht war.

Ein Bett stand gegen die Wand und auf einem Tische, der vor diesem Bette stand, lag ein Dutzend sechsläufiger Revolver.

Der Herzog öffnete zuerst das Kunstschloß der Eisenjalousie, bog sich dann über das Bett, berührte eine Feder und brachte eine eiserne Kassa zum Vorschein, die mit massiven Klammern in einer dicken Granitwand befestigt war.

„Wenn eine unberufene Hand das Schloß

dieser Kassa öffnen wollte," belehrte er seinen Gast, „so würden sich mehrere Gewehre entladen und den Eindringling tödten; zu gleicher Zeit würde aber ein geheimer Klingelzug Allarm machen!"

Der Herzog öffnete die Kassa und legte einen Theil ihres Inhaltes vor den Augen des Präsidenten bloß, indem er, bald auf diesen bald auf jenen Stein deutend, sagte:

„Diesen großen Rubin, der 41 Karat schwer und achtzigtausend Dollars werth ist, besaß einmal der Kaiser Baben al Agra und später Dom Pedro. Dieser Diamantring mit der Inschrift M. S. gehörte Maria Stuart — jene Ohrringe waren ein Eigenthum Maria Antoinette's. Diesen Stein trug der Kurfürst Moritz von Sachsen — jene zwei Riesendiamanten, die Zierden meiner Sammlung, sind, der eine zweihundertundzweiunddreißigtausend, der andere sechshundertundfünfzigtausend Dollars werth. Den letzteren habe ich Anatol Demidof, der ihm auch auf der Fährte war, vor der Nase vorweggenommen — der Fang macht mich noch immer glücklich, so oft ich mich seiner erinnere!"

„Du mußt ja Dein Haus nie ohne Sorgen

verlassen können!“ sagte Louis. „Ich weiß nicht, ob ich Dich um diese Reichthümer, deren Cerberus Du selbst bist, beneiden soll!“

„Das ist Geschmacksache, lieber Freund! Nun habe ich Dir meine Welt gezeigt — den Einen interessiren Diamanten, der Andere setzt Alles daran, Kaiser zu werden: Passion wie Passion! Du wirst nichts dagegen haben, daß ich Dir die fünfmalhunderttausend Francs einhändige, die Du brauchst, um auf der Kaiserleiter um eine Sprosse vorwärts zu kommen?“

Der Präsident verließ, da seine Anlehensoperation so über alle Erwartung gelungen war, strahlenden Gesichtes das einsame, wohlverwahrte Haus in den Elysäischen Feldern.

Neunzehntes Kapitel.

Der Ball im Elysée.

Das Elysée ist in ein Meer von Licht getaucht. Eine zahlreiche Menschenmenge brandet gegen dasselbe an und die reitenden Munizipalgarden haben vollauf zu thun, wenn sie die Ordnung aufrechthalten wollen.

Eine Schaar reitender Lakaien schwingt mächtige Fackeln, um den Equipagen und Miethwagen die Auffahrt zu erleichtern.

Im Palaste selbst wogt es die mit kostbaren Teppichen belegten und in einen Garten verwandelten Treppen auf und nieder — die hohen Spiegel werfen das bunteste, malerischeste Durcheinander von Uniformen und Roben, nachdem sie es aufgefangen haben, zurück — was Paris an

glänzenden Frauen, an reizenden Mädchen, an distinguirten Persönlichkeiten umfaßt, scheint sich heute, Dank der Fürsorge des Präsidenten, ein Rendezvous im Elysée gegeben zu haben.

Zum ersten Male seit dem Falle Louis Philipp's sieht man wieder die schöne und feine Welt von Paris concentrirt. Die Männer der provisorischen Regierung hatten gar nicht empfangen, die eigentliche Gesellschaft hatte sie gemieden, weil sie sie kaum kannte und mit Mißtrauen betrachtete. Später hatte Cavaignac wohl seine Salons im Hôtel de Varennes geöffnet, aber die Pariser Gesellschaft litt noch zu sehr an den Nachwehen und der Verbitterung der Junitage, um diesen Gesellschaften Geschmack abgewinnen zu können. Sie blieben zumeist der Sammelpunkt von Uniformen — man sah dort nicht viel mehr als Offiziere der Linie, Nationalgarde und der nach dem Juni so überschwenglich gefeierten Mobilen — die wenigen schwarzen Fräcke der Volksrepräsentanten verschwanden unter der Unmasse von Uniformen, obgleich der Hausherr selbst dem bürgerlichen Elemente die für einen unter der Sonne Afrika's gebräunten Militär jedenfalls

auffällige Concession machte, inmitten seiner Gäste stets im Fracke zu erscheinen.

Nach dem Elysée strömte aber Alles.

Die Einladungen waren massenweise ausgestreut worden, alle Kreise, Stellungen, Berufssphären und Gesellschaftsschichten waren bedacht worden und die allgemeine Neugierde trug das Ihrige dazu bei, daß wenige der Einladungen mit Mißachtung bei Seite gelegt wurden.

Die Damen insbesondere hatten sich vollzählig eingefunden, keine mochte die Gelegenheit versäumen, den Präsidenten kennen zu lernen.

Die Stellung, das abenteuerliche und interessante Vorleben des Präsidenten, das Glück, dessen er sich im Verkehre mit Frauen erfreut, kurz Alles, selbst den Umstand, daß er ledig war, nicht ausgenommen, wirkte zusammen, Louis Napoleon zum Löwen des Tages zu machen und namentlich die Damenwelt mit Spannung zu erfüllen und im höchsten Grade begierig zu machen, den Mann des Tages so schnell als möglich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wo möglich sogar mit ihm zu sprechen, ihm vorgestellt zu werden, mit ihm zu tanzen.

Bis auf Nebendinge erstreckte sich die Neugierde und die Frage, wer die Honneurs des Hauses im Elysée machen würde, gab zu lebhaften Erörterungen Veranlassung.

Wer hätte sich unter solchen Umständen die Gelegenheit entgehen lassen sollen, den „Unbekannten“, wie Girardin den Präsidenten genannt, in seinem Hause kennen zu lernen?

Das Geheimnißvolle hätte keinen Reiz haben müssen, wenn sich nicht alle Welt mit unwiderstehlicher Macht nach dem Elysée hätte getrieben fühlen sollen.

In den Sälen herrscht eine tropische Hitze, tausend Fächer sind in Bewegung und führen glühenden Wangen leise Kühlung zu, Tageshelle erfüllt die mit dem Dufte einer exotischen Pflanzenwelt geschwängerten Räume, die Musik spielt sinnberauschende Tanzweisen, pfauenschweifartige Schleppen glänzender Roben fegen den spiegelglatten Boden, Augen und Diamanten blitzen, blendend weiße Nacken wetteifern an Glanz mit dem Marmor der Consolen, alle Sprachen der Welt klingen durch einander, goldstrotzende Lakaien präsentiren Erfrischungen . . . . .

Alle Welt ist entzückt, die Damen zumeist, nach ihnen kommen aber gleich die Diplomaten. Sie schlürfen das Eis mit der zufriedensten Miene von der Welt — ein Präsident, der mit einem solchen Balle debutirt, flößt ihnen wenig Besorgnisse ein. Morgen werden sie an ihre respektiven Höfe Couriere abfertigen, in welchen sie betonen werden, daß Sardanapal der Zweite in Paris herrsche und daß man ruhig schlafen könne Frankreichs wegen, das sich einem Sybariten in die Arme geworfen.

Wo aber ist dieser Sybarit, der die große Kunst, Bälle zu arrangiren und alle Welt zufrieden zu stellen, aus dem Fundament versteht?

Das fragt alle Welt und alle Welt will nur ihn sehen. — Die Vorfrage, wer die Honneurs des präsidentlichen Hauses mache, ist gelöst — Mathilde Demidof vertritt die Dame vom Hause mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit — dort auch ist Jerôme, der Exkönig und gegenwärtig neugebackener Generalgouverneur der Invaliden — und dort sein Sohn Napoleon — er spricht eben mit Cavaignac's jugendlicher Frau, denn Cavaignac ist auch gekommen, um aller

Welt zu zeigen, daß er gar nicht empfindlich sei über die Niederlage, die er in der großen Wahlschlacht vom zehnten Dezember erlitten — aber wer kümmert sich um Jerôme, um Napoleon, um Cavaignac, den überwundenen Standpunkt — Alles will nur ihn sehen — ihn, den großen Unbekannten!

Dort endlich bildet sich eine Gasse — ein Ah tritt auf alle Lippen, die zurückstehen, erheben sich auf die Zehen und strecken die Hälse vor — er ist's — jener kleine Mann im schwarzen Frack mit der weißen Cravatte und dem großen Stern auf der Brust ....

Er ist's — der Unbekannte ist's — gerade so stand er vor acht Jahren vor dem Pairshofe, der über ihn zu Gerichte saß .... derselbe Stern klebte damals auf seiner Brust und erregte das Lächeln aller Welt ....

Heute lächelt Niemand mehr ....

Heute neigt sich Alles vor dem kleinen, unansehnlichen Manne, der den Stern trägt und dabei so schüchtern aussieht, als ob er nicht fünf zählen könnte ....

Und noch eine Weile und der Mann mit dem

Sterne mischt sich unter die Tänzergruppen und nimmt Theil am Cotillon ....

Er theilt Fähnchen aus wie die übrigen Tänzer, er bückt sich, um hier durchzuschlüpfen, wie es eben die Figur erfordert, und rast dann wieder im Galopptempo zum Entzücken seiner Tänzerin dahin ....

Die Gesandten schmunzeln immer zufriedener...

Sardanapal der Zweite tanzt nun gar den Cotillon — Europa kann sich ungestörter Ruhe hingeben, Frankreich wird nirgends interveniren ....

Der Cotillon ist zu Ende, der Präsident unterhält sich mit Herrn von Girardin.

„Monseigneur werden demnächst in die Lage kommen, ein Ministerium bilden zu müssen" — sagt Herr von Girardin im Verlauf dieser vertraulichen Unterhaltung, „würden Sie mir nicht erlauben, Ihnen Herrn Drouyn de Lhuys vorzustellen? Ich sehe ihn dort eben herankommen!"

„Drouyn ist enragirter Orleanist, wie ich höre!" sagte der Präsident zögernd.

„War ich nicht dasselbe, Monseigneur, ehe Sie Saulus zum Paulus machten?" lachte der Journalist. „Ich habe die Ehre mich Drouyn's Freund

zu nennen und kann für ihn bürgen. Wenn es Ihnen gelänge, Monseigneur, ihn für sich zu engagiren, hätten Sie einen Haupttreffer gemacht! Er ist, wie Sie ohnehin wissen, Chef der Commission der auswärtigen Angelegenheiten in der Nationalversammlung und vertritt in dieser Commission die gemäßigte Richtung — er steht fast allein zum Papst, wenn man die politische Null Lamartine ausnimmt! Seine Collegen schwärmen alle für die junge römische Republik und übersehen das Interesse Frankreichs — Drouyn allein denkt an Frankreich und faßt die Frage als weitsichtiger Politiker auf!"

Der Präsident war nachdenkend geworden. Er schloß halb die Augen, legte die Hände auf den Rücken und es schien ihm nicht unangenehm zu sein, als Girardin in der Schilderung Drouyn's fortfuhr:

„Guizot hat ihm das Ministermaturitätszeugniß ausgestellt, indem er einen scharfen Tadel über ihn aussprach und ihm, da er ihn wegen seiner oppositionellen Haltung aus dem Ministerium des Auswärtigen entfernte, nachrief: Der Mann will Minister sein und ist nicht einmal

ein guter Commis! Dabei hat Drouyn den nicht zu verachtenden Vorzug, daß er reich ist — er gebietet über eine Rente von 300,000 Francs — als sein geiziger Vater die Augen zudrückte, fand der Sohn im Keller einige Fässer mit Louisd'oren!"

Der Reichthum Drouyn de Lhuy's machte diesen in den Augen des Prinzen steigen; die reichen Leute waren ihm überall willkommen, man wußte nicht, wo man sie brauchen konnte. Er hatte gegen den Vorschlag Girardin's, ihm Drouyn vorzustellen, nichts mehr einzuwenden.

Die Unterhaltung des Prinzen mit Drouyn dauerte lange und wurde, namentlich nachdem sich Girardin, von einem richtigen Instinkt geleitet, zurückgezogen hatte, sehr lebhaft geführt. Sie verfehlte auch nicht, das allgemeinste Interesse zu erregen und eine Reihe pikanter Commentare hervorzurufen.

An der Spitze derer, die den Prinzen keinen Augenblick aus dem Auge ließen, befand sich Thiers. Dieser verfolgte jede Bewegung seines Schuldners mit Argusaugen, legte die Sonde an jede Miene, an jedes Lächeln desselben und wit-

terte daher auch sofort in der Unterredung Außerordentliches. Wenn er hätte dazwischen, fahren können, er würde es mit Vergnügen gethan haben — so blieb ihm aber nichts übrig, als auf Kohlen zu stehen und sich das verbindliche Lächeln, mit dem der Prinz Drouyn zuhörte auf seine Art auszulegen.

Seine Aufregung stieg noch, als der Präsident seinen Arm in jenen Drouyn's legte und ihn in ein Seitencabinet zog, das mehr Einsamkeit bot.

Drouyn stand nicht auf Thiers Ministerliste; wenngleich derselbe auch Orleanist war wie Thiers, so fühlte sich dieser doch durch sein unabhängiges Wesen genirt. Drouyn war ein Charakter, keine Puppe, die sich nach Willkür und Laune gängeln ließ und Thiers liebte solche Puppen und wünschte den Präsidenten mit denselben zu umgeben, um die Drähte, an denen er die Marionetten festhielt, dann nach Belieben in Bewegung setzen zu können.

Thiers' gute Laune war dahin. Er konnte in das Cabinet, in das sich der Prinz mit Drouyn zurückgezogen hatte, während eben die Musik zu

neuem Tanzvergnügen einlud, anstandshalber nicht eindringen, aber er postirte sich wenigstens so, daß er die Thür, die zu dem Cabinet führte, im Auge behielt.

Jetzt kehrte der Prinz zur Gesellschaft zurück.

Er klammerte immer noch an Drouyn's Arme und schien sehr zufrieden auszusehen.

Auch Drouyn war ungewöhnlich heiter.

Thiers, der sich in steigender Aufregung auf einen Sessel geworfen hatte, saß wie auf Nadeln. Er sagte sich unwillkürlich, daß hier etwas Geheimnißvolles, etwas Wichtiges vorgehe, wozu ihm der Schlüssel fehle.

Jetzt entließ der Präsident Drouyn — Thiers ersah den Moment, sprang auf und wollte sich auf den Prinzen stürzen und ihn mit Beschlag belegen.

Aber er hatte die Rechnung ohne Persigny gemacht.

Er hatte nicht wahrgenommen, daß auch dieser den Prinzen beobachtete und nun, sobald er ihn allein sah, auf ihn zuschoß.

Thiers hatte das Nachsehen — er zog sich mißmuthig zurück und grollte im Stillen Persigny nach, der ihm den Prinzen entführte.

„Sie haben mit Drouyn de Lhuys verhandelt, mein Prinz!“ sagte Persigny in ausholendem Tone.

Louis Napoleon nickte bejahend.

„Wenn ich eine Meinung aussprechen darf,“ fuhr Persigny fort, „so ist es die, daß ich glaube, daß Sie gut berathen sind, wenn sie mit Drouyn verhandeln!“

„Wie meinen Sie das, Fialin?“ forschte der Prinz, seinen Vertrauten durchdringend ansehend.

Die Beiden hatten die Rollen offenbar in einem Handumdrehen getauscht — es war der Prinz, der jetzt Persigny auszuholen suchte.

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen,“ sagte der letztere, „so ist Drouyn de Lhuys der Mann der Situation. Er würde dem Papste geben, was des Papstes ist! Wenn der Präsident die Absicht hätte, eines schönen Tages zur Ueberraschung der Welt einige Regimenter in Civita Vechia ausschiffen zu lassen, so wäre Drouyn der Mann, der die Verantwortung dafür übernähme!“

„Ich muß Ihnen gestehen, daß wir uns da in einem Gedanken begegnen!“ flüsterte der Prä-

sident. „Ich glaube nicht weiter suchen zu müssen — ich habe meinen Mann!“

„Vortrefflich! Der Minister wäre also da — jetzt brauchte man nur noch den General!“

Der Präsident sah den Vertrauten fragend an.

„Blicken Sie nach jener Fenstervertiefung,“ sagte dieser, „dort wäre, was Sie brauchten.“

Der Prinz ließ seinen Blick nach der angedeuteten Richtung abschweifen, zog ihn aber sofort wieder scheinbar unbefriedigt zurück.

„Baraguay?“ flüsterte er. „Der übernimmt kein Commando, so lange Lamoricière und Cavaignac welche in Händen haben! Der Mann ist voll Neides, daß ihm seine früheren Subalternen von Algier her über den Kopf gewachsen sind! Wissen Sie nicht, daß ihm Cavaignac während der Junischlacht ein Commando anbot und daß der Brummbär es ausschlug, weil Lamoricière vor ihm mit einem betraut worden war?“

„Ich meine nicht Baraguay — ich meine Oudinot!“ sagte Persigny lebhaft. „Oudinot ist von der Manie besessen, eine Armee in Italien zu commandiren! Er ist tief gekränkt, daß man

seinen Berichten über die angebliche Deroute der Oesterreicher nicht Glauben schenkte und in der Lombardei zu Gunsten Carlo Alberto's intervenirte. Wenn Sie ihm einen römischen Feldzug in Aussicht stellen, ist er der Ihrige mit Leib und Seele — er wird nicht fragen, für wen und gegen wen er fechten soll — Sie können mit ihm anfangen, was Sie wollen, wenn Sie ihn nur mit einem Heer in Italien einfallen lassen!"

„Ich werde mit Oudinot sprechen!" entschied sich der Prinz nach kurzem Nachdenken und wollte dem Vorsatze sofort die That folgen lassen und auf den General zugehen.

„Warten Sie einen Augenblick, Monseigneur!" hielt ihn Fialin von Persigny zurück. „Sie haben eben mit Drouyn verhandelt — wenn Sie nun gleich Oudinot bei Seite nähmen, könnte es Aufsehen erregen! Ich sehe dort Jemanden, der jeden Ihrer Schritte belauscht und Ihr Gesicht wie einen Barometer sondirt!"

„Thiers?" lächelte der Präsident.

Persigny bejahte.

„Der Zudringliche! Ich hoffe ihm heute noch eine Neuigkeit mittheilen zu können!"

„Die ihm schwerlich ganz auferbaulich klingen wird?"

Louis zuckte mit den Achseln.

„Er wird den Zinsfuß in die Höhe schrauben!"

Der Präsident lachte.

„Wenn Sie Oudinot auf's Korn nehmen, so vergessen Sie auch Castellane nicht!" mahnte Persigny. „Der ist ganz aus dem Zeuge gemacht, das Sie später einmal werden brauchen können!"

Beide Männer begegneten sich in einem bedeutungsvollen Blicke.

„Er ist festfärbig!" meinte Persigny, während der Präsident keinen Blick von dem Gegenstande des Gespräches verwandte, der eben an Oudinot herangetreten war.

„Aber ein halber Narr!" warf der Präsident ein.

„Sie brauchen die halben Narren, Monseigneur!" lachte Persigny. „Bedenken Sie doch, wofür man uns eine lange Zeit hindurch gehalten hat!"

Louis stimmte in Fialin's Lachen von Herzen ein und sagte:

„Aber wir haben doch nicht wie Castellane in

voller Uniform geschlafen und unsere Hüte beim Essen auf die Servietten gelegt!"

„Wer weiß, was wir thun werden, wenn wir Federhüte haben werden!" scherzte Persigny. „Castellane's Reiterstückchen sind übrigens gar nicht so übel — sie sind ebenso viele Beweise seiner Rücksichtslosigkeit und rücksichtslose Menschen brauchen wir! Wenn Castellane das ganze Regiment über den Marktplatz sprengen und bei diesem Manöver auf die Buden der Krämer nicht die geringste Rücksicht nehmen, oder wenn er einen Zuckerbäckerladen durch eine Rotte Gassenjungen plündern läßt und dann den Krämern auf dem Markte und dem Zuckerbäcker lachend zuruft: Philister, gebt Eure Rechnungen ein, der Graf Castellane bezahlt Alles — beweist er damit nicht, daß er ganz aus dem Holze geschnitzt, wie wir es brauchen, um über Stock und Stein zu setzen und unser Rennen mit Hindernissen glücklich zu bestehen?"

„Sie mögen Recht haben!" gab Louis zu. „Aber auf der andern Seite ist doch Castellane wieder ein so penibler Gamaschenheld, daß mir alle Lust vergeht, mit ihm anzubinden und ihn

zu mir herüber zu ziehen. Erinnern Sie sich noch, wie ihn der Oberst eines ihm unterstehenden Regimentes, der ihm einen arabischen Hengst verkauft hatte, zum Frühstück einlud, um den Abschluß des Geschäftes zu feiern? Castellane kam in großer Generalsuniform, während der Oberst im Schlafrock, Pantoffeln und Fes die Honneurs machte und in diesem Costum auch den Gast nach dem Schmause bis vor's Hausthor begleitete. Der General sah auf seine Uhr und sagte: Es ist halb zwei und Sie sind noch in Negligée — das ist reglementswidrig — Sie haben zwei Stunden Hausarrest!"

„Was Sie mir von dem Manne erzählen, bestärkt mich nur in dem Glauben, daß er Ihnen von Vortheil sein kann!" meinte Persigny. „Castellane würde nicht anstehen, seinen besten Freund zu verhaften, wenn ihm dies Jemand ansänne, der Macht über ihn hätte. Das ist's aber eben, was wir brauchen — und die Macht über ihn müssen wir zu gewinnen suchen! Doch ich sehe eben, daß Baraguay Castellane unter den Arm nimmt und entführt — Oudinot bleibt allein zurück — Thiers sehe ich auch nicht —

jetzt ist der Moment da, Monseigneur! Singen Sie Ihr schönstes Lied!"

Die Beiden gingen lachend auseinander.

Die Unterhaltung des Präsidenten mit dem General Oudinot dauerte ziemlich lange. Thiers, der inzwischen wieder in Sicht getreten war, folgte ihm in der Ferne mit gespannter Aufmerksamkeit und allen Zeichen wachsender Ungeduld.

Jetzt reichte der Präsident Oudinot vertraulich die Hand — eine Minute später hatte Thiers den Präsidenten harpunirt.

Dieser nahm eine sehr reservirte Miene und Haltung an, legte die Hände auf den Rücken und sagte frostig:

„Sie scheinen sich zu langweilen, lieber Thiers — mein Ball findet keine Gnade vor Ihren Augen! Kein Wunder, Sie sind zu ernst! Was kümmert Sie der Cotillon — Sie denken immer nur an das Wohl und Wehe Frankreichs!"

„In der That, Monseigneur, ich bin sehr unruhig über die endliche Lösung der Cardinalfrage —"

„Welche ist das?" murmelte der Prinz zerstreut.

„Alles hängt davon ab, welche Minister wir bekommen! Monseigneur haben vielleicht nicht Zeit gehabt, über meine Liste nachzudenken — der Ball —“

„O seien Sie ruhig, lieber Thiers! Ich kann tanzen und dabei doch Minister ernennen!“

„Monseigneur hätten sich entschieden?“ rief Thiers, indem er einen Blick voll ängstlicher Neugierde und Spannung auf das starre Antlitz des Präsidenten richtete, in dem sich gar nichts lesen ließ, auf dem gar nichts Anderes zu sehen war als ein bedeutungsloses Lächeln.

Der Präsident nickte jetzt mit dem Kopfe.

Thiers hielt den Athem an sich und die äußerste Aufregung prägte sich in seinen Zügen aus.

„Darf man nicht erfahren, wofür sich Monseigneur entschieden haben?“ stammelte Thiers, der förmlich auf der Folter lag.

Der Präsident legte seinen Arm in jenen des kleinen Mannes und flüsterte ihm in's Ohr:

„Ich habe mich mit Ihrer Liste befreundet, lieber Thiers!“

Thiers fiel ein Stein vom Herzen.

„Ich bin nicht gegen Odilon Barrot — auch

nicht gegen Faucher — selbst Falloux will ich mir gefallen lassen, weil Sie ihn für nothwendig halten — nur bezüglich eines Namens muß ich mir schon erlauben, nicht Ihrer Ansicht zu sein! Der Mann, den Sie mir zum Minister des Auswärtigen vorschlagen, mißfällt mir entschieden — aber auch in dieser Richtung will ich Ihnen ein Opfer bringen — wenn ich mich auch mit dem Manne nicht befreunden kann, den Sie mir vorschlagen, so will ich doch einen Mann von ähnlicher Farbe zu meinem Rathgeber wählen, — einen gemäßigten Mann, der Ihnen gewiß gefallen wird, wie ich auch sicher bin, daß er den Beifall der Börse haben wird — mit einem Wort, Drouyn de Lhuys wird mein Minister des Auswärtigen!"

Der Präsident hatte Thiers viel zu lange gesprochen; er hatte sich gewunden wie ein Schmetterling auf der Nadel und dabei seine Augen in die Lippen des Sprechers eingebohrt — jetzt stand er wie versteinert da. Das Unerwartete, das einen Augenblick lang Gefürchtete und doch kaum für möglich Gehaltene war geschehen und dabei schob der Präsident gleichsam noch den

intellektuellen Ursprung einer Ernennung, die Thiers so wenig zu Gesichte stand, diesem letzteren zu. Er wählte Drouyn nur darum zu seinem Minister, weil er wußte, daß er Thiers genehm sein würde — welcher Hohn, gegen den sich gar nicht ankämpfen ließ!

„Ich hoffe, Sie sind mit mir zufrieden!“ sagte der Präsident, Thiers' Arm fahren lassend. „Nicht auf den Namen — auf das System kommt es an und Drouyn's Name ist eine Bürgschaft so gut wie eine andere!“

Der Präsident ließ Thiers keine Zeit, sich auf eine Antwort zu besinnen. Er drückte ihm nochmals warm, fast zärtlich die Hand, die ihm dieser willenlos überließ und schritt weiter.

Während Thiers noch immer verstört, käsebleich, aus allen Gleichgewichtsfugen gerenkt dastand, befand sich Persigny schon wieder an der Seite des Präsidenten.

„Welches Gift haben Sie Ihrem Gläubiger beigebracht, Monseigneur?“ fragte er schadenfroh.

„Ich habe ihm angekündigt, daß ich Drouyn de Lhuys zu meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernenne!“

„So schnell?“ warf Persigny frappirt ein „Während alle Welt glaubt und sagt: monsieur le président s'amuse? Wenn Sie die Ernennung Thiers mitgetheilt haben, so muß sie morgen im Moniteur stehen?“

„Ich sehe kein Hinderniß, daß sie dahin kommt!“ gab der Präsident unbefangen zurück. „Wollen Sie die Sache besorgen?“

Persigny verneigte und entfernte sich — der Präsident fühlte sich wieder einmal zu den Damen hingezogen, mit Männern hatte er für heute genug verkehrt.

Er warf sich, die Politik abschüttelnd, in eine Quadrille, aber er hatte kaum einige Figuren getanzt, als er abgerufen wurde.

Man sagte ihm, daß der Erzbischof von Paris draußen stehe und ihn auf einige Augenblicke zu sprechen begehre.

Er ging hinaus.

„Ich komme,“ sagte der Erzbischof Sibour zu dem Präsidenten, „in Angelegenheiten der zwei zum Tode Verurtheilten. Präsident! Sie haben das Begnadigungsrecht!“

„Sehr schmeichelhaft, sehr schmeichelhaft, aber wirklich“ —

„Herr Präsident!“

„Sehr schmeichelhaft, aber ich kann wirklich nicht! Die Minister erlauben es mir nicht!“

Die Tanzmusik erklingt, der Präsident bemerkt, daß er zum Walzer zurückmüsse.

Er läßt den Erzbischof stehen und verschwindet.

Es ist drei Uhr —

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Hinrichtung.

Es ist drei Uhr .....

Das ist auch die Stunde, zu welcher man die beiden Unglücklichen weckt, denen die Guillotine heute die Köpfe zu Füßen legen soll ... dieselbe Guillotine, welche die Februarrevolution in die Rumpelkammer geworfen, welche der Präsident Louis Napoleon wieder aufgerichtet hat.

Es ist drei Uhr ....

Das ist auch die Stunde, wo es in den Casernen von Paris lebendig wird, wo zwanzigtausend Soldaten zu den Gewehren greifen, um der Guillotine zu assistiren ....

Rosse wiehern, Trommeln wirbeln, Kanonen knirschen dröhnend über das Pflaster, Janitscharenmusiken erklingen ......

Es ist drei Uhr!

Das ist auch die Stunde, wo die Guillotine, die vor der Barrière von Italien aufgerichtet steht, bereits von Hunderten, von Tausenden umwogt wird . . . .

Die zwei Verurtheilten haben vielleicht geschlafen — diese Hunderte und Tausende theilnahmsvoller Menschen haben nicht geschlafen, die sind schon von acht, neun, zehn Uhr Abends da, um einen guten Platz zu erhalten, um die Guillotine bequem arbeiten zu sehen — sie arbeitet ja so selten — sie hat schon ein Jahr lang nicht gearbeitet —

Und immer neue Menschenmassen strömen herbei — die jetzt ankommen, haben um zwölf Uhr noch vor den erleuchteten Fenstern des Elysée gestanden und haben in die hellen Säle hinaufgegafft, in welchen der Präsident tanzte . . . .

Es ist drei Uhr . . . . . .

Das ist auch die Stunde, wo sich der Scharfrichter von Paris erhebt, um Toilette zu machen.

Die Zeit der rothen Scharfrichterwesten ist vorbei — Herr Sanson der Aeltere ist ein gutmüthiger, fein und würdig aussehender alter Herr,

dessen graue Locken ehrwürdig aussehen. Er schlüpft mit einer Bonhomie, als ob er auch zu einem Balle Vorbereitungen träfe, in die weiße Weste und den schwarzen Frack — dann setzt er sich mit seinem Sohne in den Wagen und fährt hinaus nach der Barrière von Italien.

Jetzt aber ist's vier Uhr . . . .

Jetzt verlassen die Regimenter ihre Casernen — die Tambours und die Musik voran, den Mantelsack auf dem Rücken, die Patrontasche voll Munition.

Die Reiter schwingen die Säbel, den Kanonen fahren die Munitionswagen nach, als ob es in's Feld ginge.

Wer nicht wüßte, daß dieser ganze Apparat nur bloßgelegt wird, um zwei Verurtheilte vom Leben zum Tode zu befördern, der würde sich fragen: was soll diese Bewegung, dieser kriegerische Lärm?

Hat man drohende Nachrichten von der Grenze erhalten?

Hat das Kriegsgeschrei der Italiener und Ungarn einen Wiederhall erweckt im Herzen des Präsidenten der französischen Republik?

Ziehen diese zwanzigtausend feldmäßig equi-

pirten Soldaten den Römern oder den Sardiniern zu Hilfe? Geht es gegen Oesterreich? Will man das jüngst stattgehabte Bombardement von Prag, Wien und Krakau rächen?

Nein! Die erste Ausrückung der französischen Armee unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's, des Erben eines großen Namens, gilt einer anderen Sache ....

Diese Regimenter, diese Schwadronen, diese Kanonen marschiren nicht gegen einen Feind ....

Sie sollen nur die Ehrenwache bilden um ein Schaffot.

Die zwischen zwei Freiheitsbäumen aufgerichtete Guillotine erwartet diese zwanzigtausend Mann.

Und es wird fünf, sechs Uhr ....

Sanson und Sohn sind in ihrer alterthümlichen gelben Kutsche schon am Fuße des Schaffots angelangt.

Jetzt kommt auch ein düsterer Zellenwagen daher, aus dem zwei Männer steigen.

Das sind die Verurtheilten.

Sie sollen am 26. Juni den General Bréa an der Barrière von Fontainebleau ermordet haben ....

Sie sollen ihn ermordet haben .... erwiesen ist nichts.

Wohl aber ist erwiesen, daß einer der Verurtheilten, der Pfründler Draix mehrere Jahre im Bicêtre als Irrer zugebracht hat ....

Draix, der Wahnsinnige aus dem Bicêtre, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit irrem, unstetem Auge und sehr kärglichem Haar, benimmt sich muthig.

Er steigt ohne gestützt zu werden die Stufen des Schaffots hinauf.

Es ist halb sieben ....

„Im Namen der französischen Republik," ruft Draix aus, „Bürger, ich bin unschuldig an dem Tode des Generals Bréa. In diesem Augenblicke, wo ich vor Gott erscheinen soll, sage ich es Euch: ich sterbe, weil ich den General habe retten wollen!" —

Er will weiter reden — Trommelwirbel schneidet ihm das Wort ab.

Er wird auf den Block gelegt — das Beil fällt.

Lahr, der zweite Verurtheilte, geberdet sich verzagter.

Ein bleicher, schwacher Mensch, bricht er bei den ersten Schritten, die er aus dem Wagen heraus thun will, in sich zusammen und muß zum Schaffot getragen werden.

Sein Geist scheint abwesend, er murmelt immer vor sich: „Jesus Maria, Jesus Maria!“

Bewußtlos wird er auf den Block gelegt — ein Trommelwirbel. Das Messer fällt!

Aber der Sohn des Scharfrichters hatte den Unglücklichen nicht in die rechte Lage gebracht. Der Blutstrom schoß in schiefer Richtung hervor und sprang ihm dermaßen in's Gesicht, daß er am ganzen Leibe mit Blut übergossen erschien.

Aber Lahr ist todt.

Das Volk zerstreut sich, die Armee zieht ab.

Es ist sieben Uhr ....

Gassenkehrer sind beschäftigt, die Blutpfütze wegzufegen und den Platz zu säubern ....

Zur selben Stunde erlöschen die Lichter im Palais Elysée ....

Der Ball ist zu Ende, der Präsident geht schlafen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tag aus dem Leben des Präsidenten.

Die Armee von Paris war in den Elysäischen Feldern aufgestellt — der Präsident der Republik hielt die erste Revue.

Er hatte einen großen phantastischen Stern auf der Brust und auf dem Kopfe einen Federhut von einer Größe und romantischen Ausschmückung, wie man ihn nie bei einem französischen General gesehen hat.

Der wallende Federbusch stach den Leuten in die Augen und sie lachten.

„Er sieht in dem Hute einem Kunstreiter ähnlich!“ lautete das allgemeine Urtheil.

„Für einen Kunstreiter sitzt er zu linkisch auf dem Pferde!“ bemerkten Andere.

Das Lachen verpflanzte sich bis in die Reihen

der Soldaten — die Offiziere sogar lachten, als sie den Mann mit dem Sterne und dem Federhute sahen . . . .

Als die Bataillone vor dem Präsidenten vorbeizogen, fiel plötzlich zu des letzteren Füßen ein papierner Adler, der mit grellen Farben aufgetragen war, nieder.

Wahrscheinlich hatte sich Jemand den Spaß gemacht, den Adler in den Elysäischen Feldern nach Papierdrachenart steigen zu lassen.

Alle Welt dachte jetzt an den lebenden Adler, den Louis Napoleon während der Affaire von Boulogne hatte steigen lassen — an das Stück Fleisch, das der Neffe des Kaisers in dem Corsikanerhute des Oheims stecken hatte und das der Adler gierig umkreiste . . . .

Das Lachen wurde epidemisch . . . .

Es schlug in ein förmliches Halloh über, als ein Offizier den Einfall hatte, während des Vorbeimarsches den Adler mit dem Degen zu spießen und in die Höhe zu schleudern.

Ein anderer Offizier fing ihn in der Luft mit der Degenspitze auf . . . es war ein förmliches Adlerstechen und in fünf Minuten wälzte sich der

Papieradler, in farbige Atome aufgelöst, im Sande.

Alles lachte aus vollem Halse — nur der Präsident nicht.

Der begab sich nach beendeter Revue schweigsam in sein Palais zurück — in die prachtvollen Säle, die mit Möbeln aus der Kaiserzeit, mit Candelabern und Mosaiktischen angefüllt waren . . . .

Er warf die Uniform von sich, that den abenteuerlichen Federhut in den Schrein und schlüpfte in den schwarzen Frack.

Also gründlich metamorphosirt gab er seinen Ministern eine halbe Stunde Audienz.

Er hörte ihnen schweigsam zu, die Hände über den Rücken gekreuzt und von Zeit zu Zeit an seiner weißen Cravatte zupfend.

Ab und zu nahm er auch den Bleistift zur Hand und zeichnete — nach den Figuren, die er auf den weißen Bogen, der vor ihm lag, hinzauberte, hätte man ihn für einen Mitarbeiter des Charivari halten können — wenn der Charivari nicht eben fast ausschließlich durch Carricaturen auf ihn sein Leben gefristet hätte.

Der Minister, der heute großen Vortrag hatte, war Drouyn de Lhuys . . .

Drouyn de Lhuys entwickelte die Nothwendigkeit, den Papst zu unterstützen, ihn mit Hilfe französischer Bataillone nach Rom zurückzuführen.

Der Präsident ließ den Minister ausreden und als dieser glaubte, Louis Napoleon würde nun etwas sagen, ihm beistimmen oder opponiren, legte dieser den Bleistift phlegmatisch bei Seite und fragte lächelnd, als ob er den ganzen Vortrag überhört hätte:

„Was haben Sie gesagt?"

Die Minister wechselten beredte Blicke, welche zu sagen schienen:

„Mit was für einer Marionette haben wir es da zu thun!"

Drouyn de Lhuys begann ein Resumé seines Vortrages.

Der Präsident, der längst Alles bei sich erwogen hatte, ließ ihn ausreden und als er fertig war, fragte er trocken:

„Ihre Meinung ist also, daß wir nach Rom gehen sollen?"

Der Minister sah den Präsidenten frappirt an — er hatte geglaubt, nur einem Gedanken dieses letzteren zum Dolmetsch zu dienen und Louis Napoleon gefiel sich nun darin, den Uneingeweihten, Apathischen zu spielen und die ganze Verantwortlichkeit für das, was er so heiß anstrebte, dem Minister zuzuwälzen.

Drouyn de Lhuys hatte das Gefühl eines Menschen, der soeben für einen Anderen die Kastanien aus dem Feuer gezogen hat.

„Wenn die Herren mir die Politik der Intervention in Rom anrathen, so füge ich mich!“ sagte der Präsident sich erhebend und die Sitzung schließend. „Wohlan denn — gehen wir nach Rom!“

Ruhig, als ob nichts von Bedeutung beschlossen worden wäre, grüßte der Präsident und entfernte sich.

Er dachte nicht mehr an Drouyn de Lhuys und die übrigen Minister — nicht mehr an Rom, denn die Sache war abgethan und die Intervention anzubahnen und in Scene zu setzen war Sache der Minister — er hatte diese Intervention nur vor der Assemblée zu vertreten und

darüber ließ er sich kein graues Haar wachsen — er dachte jetzt überhaupt an nichts Anderes, als an die Jagd, die er vor sich hatte.

Draußen im Walde war er, hoch zu Roß, ein ganz anderer Mann, als er bei der Revue gewesen, wo er sich Zwang aller Art hatte anthun müssen. Draußen konnte er sein Pferd spornen, es steigen lassen und alle jene kühnen Reiterkünste in Anwendung bringen, in welchen er Meister war. Draußen in Feld und Wald glaubte man den jungen, muthigen Reiter von Arenenberg vor sich zu haben — so fest saß er im Sattel, ob es gleich über Stock und Stein ging, draußen schien er zusammengewachsen mit seinem schönen Thiere wie der Centaur der Mythe. Da spielte er eine ganz andere Figur als bei der Revue in den Elysäischen Feldern und wer ihn jetzt sah, bewunderte den geschulten Reiter und lachte sicherlich nicht.

War das eine lustige Hirschhetze, als der Präsident zum ersten Male im Gehölze von Fontainebleau jagte!

Da die Thiere aus dem Gehege nicht entkommen konnten, so wurden sie so leicht erjagt,

daß selbst die Damen, welche die Jagd mitmachten, beim Hallali zugegen sein konnten.

Ein wundervoller Hirsch wurde auf einem Kreuzwege Hallali.

Eine halbe Stunde lang fand ein ergreifender Kampf zwischen dem edlen Thiere, das sein Leben theuer verkaufte, und der unerschrockenen Meute statt, welche ihm in den Weichen hing.

Mehr als zehnmal sah man den Hirsch in einen nahen Wassergraben, welcher den Platz eingrenzt, springen, wieder hinaussteigen, sich in die hohen Farren werfen, wieder in's Wasser gehen, bis er sich endlich blutend, verwundet, gehetzt von den Hunden, welche ihn tief eingeschnitten hatten, unter dem Brückchen „des Ambrassades“ niederthat, wo ihm der Hirschfänger eines Jägers den Genickfang gab.

Darauf wurde Hallali geblasen.

Der Präsident ließ den Damen die Wahl, ob sie „curée chaude“ oder „curée froide“ haben wollten.

Sie entschieden sich für curée froide.

Das Eingeweide des Hirsches wurde daher im Schloßhofe kalt den Hunden preisgegeben, nachdem sie mehrmals abgeklappt worden waren.

Es war ein aufregendes Schauspiel, wie die Hunde auf die Eingeweide losstürzten um, als sie sich in dieselben schon einwühlen zu können glaubten, auf das Commando der Jäger zurückzuweichen.

Auf dem Balkone stand der Präsident von reizenden Amazonen umgeben — der Schloßhof war von Fackelträgern umstellt, Raketengarben sprühten in die Höhe und als die Hunde sich endlich über den Hirsch hermachen durften, bliesen die Jäger eine lustige Fanfare, welche von dem Gemäuer in leisem Echo wiederhallte.

Es war ziemlich spät am Abend, als sich der Präsident zur Rückkehr nach Paris anschickte.

Dort angekommen machte er noch einmal Toilette — die Jagdstiefeln fielen und der schwarze Frack und die weiße Cravatte kamen wieder zu Ehren.

Der Präsident fuhr nach dem Opernhause.

Es war eilf Uhr vorüber, als er in seine Loge eintrat.

Der letzte Akt der Oper hatte soeben begonnen.

Das Balletcorps führte seine verführerischsten Pas in's Gefecht — die luftigen Koryphäen, welche den Präsidenten in der Loge hatten auftauchen

sehen, entsandten kokette Blicke dahin und wiegten sich noch einmal so kühn und reizend —

Der Präsident war auch ganz Auge und strich sich behaglich den Knebelbart — da war es ihm mit einem Male, als ob er sich beim Namen gerufen hörte.

„Bürgerpräsident!“ ertönte es dicht hinter ihm.

Er wandte sich um und sah sich plötzlich einem fremden Manne gegenüber, der ihn mit starrem Ernst anblickte.

Wer war der Mann und wie war er hereingekommen?

Diese Fragen stellte sich Louis Napoleon, während er mit sich zu Rathe ging, wie er sich benehmen sollte.

Einen Augenblick dachte er daran aufzuspringen und nach Hilfe zu rufen — aber er gab den feigen Gedanken bald auf und beschloß zu warten, wie sich der Fremde ihm gegenüber stellen würde.

Diesem war es nicht entgangen, daß der Präsident daran dachte sich zu erheben und er sagte nun, die Hand mit einer beinahe gebieterischen Bewegung gegen ihn ausstreckend:

„Bleiben Sie, Bürgerpräsident — machen Sie

kein Aufsehen. Ich habe Ihnen nur einige wenige Worte zu sagen, dann werde ich ebenso lautlos verschwinden, wie ich gekommen bin. Vor allem Anderen: kennen Sie mich, Bürgerpräsident?"

Louis Napoleon sah den Sprecher, der ein Mann in den Fünfzigen zu sein schien und vornehm aber abgelebt und hinfällig aussah, aufmerksam an — jetzt glaubte er ihn zu erkennen — mit angegriffener Stimme stammelte er:

„Orsini!"

Der Andere nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Sie haben also den Mann, in dessen Hände Sie vor zwanzig Jahren den Carbonarieid ablegten, nicht vergessen — das ist gut. Das erspart mir eine Einleitung und ich kann gleich zur Sache kommen. Ich bin da, um Sie an Ihren Eid zu mahnen, Bürgerpräsident."

„Warum gerade jetzt?" stammelte der Präsident.

„Weil Sie die Gewalt in Händen haben, ihn zu halten oder zu brechen!" erwiederte Orsini trocken. „Wehe Ihnen, wenn Sie den Bruch wählen — ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was Sie in diesem Falle erwartet. Sie kennen die Gesetze der Carbonaria!"

„Sie drohen mir?“ rief Louis Napoleon heftig und machte Miene, aufzustehen.

„Bleiben Sie, Bürgerpräsident — bleiben Sie und applaudiren Sie! Sie sehen, daß alle Welt applaudirt — stellen Sie sich doch auch als ob Ihnen die Arie gefiele. Niemand braucht eine Ahnung davon zu haben, was wir zwei mit einander verhandeln! Sie fragen mich, ob ich Ihnen drohe? Ja und Nein, antworte ich. Ja — wenn Sie meineidig werden wollten — Nein, wenn Sie heute noch derselbe sind, der Sie 1830 waren. Aber Eines sei Ihnen für jeden Fall gesagt — wenn ich drohe, dann besitze ich auch die Mittel, aus der Drohung Ernst zu machen.“

Louis Napoleon strich ungläubig seinen Schnurrbart.

„Sie zweifeln?“ fuhr Orsini ruhig fort. „Ich will Ihnen sofort einen Beweis geben, daß Sie demjenigen, der sie zu verfolgen Grund hätte, zu jeder Stunde zugänglich sind. Hat sich Ihnen nicht heute vor der Revue ein Hutmacher vorgestellt, der Sie bat, einen Hut aus seiner Hand anzunehmen?“

„Allerdings!“

„Haben Sie den Hut aufgesetzt?"

„Noch nicht!"

„Ich rathe Ihnen auch, es nicht zu thun. Der Hut ist eine verkappte Höllenmaschine — sobald Sie ihn aufsetzen, bohren sich tausend feine Stahlspitzen in Ihren Kopf ein!"

Louis Napoleon starrte Orsini sprachlos an.

„Ein Attentat also?" stammelte er endlich.

„Kein Attentat!" gab Orsini trocken zurück. „Sie haben noch nichts so Schlimmes gethan, daß man Ihnen an den Leib gehen sollte — der Hut soll nur ein memento mori für Sie sein. Er soll Sie daran erinnern, daß die Carbonaria tausend Dolche für den Meineidigen und Verräther geschliffen hat."

Eine kurze Pause entstand — auf der Bühne sang der Chor von Wein, Lust und Liebe . . . bachantisch jauchzte die Musik. Die schönen Frauen ringsumher fächelten sich Kühlung zu — es lag eine üppige Schwüle über dem vollen Hause . . .

„In meine Hand," fuhr Orsini wieder fort, „haben Sie Ihren Eid abgelegt — ich habe also nach den Gesetzen der Carbonaria die Pflicht, darüber zu wachen, daß Sie ihn halten. Sie nehmen

jetzt eine Stellung ein, die Ihnen erlaubt, ihn zu halten. Sie sind der erste Mann in Frankreich — Sie können Italien nützen, es aufrichten. Und wenn Sie etwas für Italien thun, so thun Sie nur Ihre Pflicht, Sie halten nur Ihren Eid. Man sagt zwar, daß Sie reaktionäre Politik treiben, daß Sie die Republik Rom vernichten und den Papst wieder in die weltliche Gewalt einsetzen wollen — aber ich glaube es nicht. Ich glaube nicht, daß Sie Ihrer ganzen Vergangenheit, Ihres Eides so uneingedenk sein könnten. Ich bin auch nicht da, um Sie bezüglich dessen, was Sie thun oder lassen wollen, zu interpelliren — ich bin nur gekommen, um Sie an Ihren Eid zu erinnern. Sterbe ich, wird ein Anderer kommen, Sie zu mahnen, an der Befreiung Italiens zu arbeiten — wehe Ihnen, wenn Sie die Mahnung beharrlich überhören, wenn Sie sie in den Wind schlagen sollten! Meine Mission ist für heute zu Ende — leben Sie wohl, Bürgerpräsident!"

Orsini verließ die Loge . . . .

Louis Napoleon sah ihm nach, unfähig sich zu erheben — es war ihm, als ob ein Gespenst

geräuschlosen Schrittes von dannen schliche —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Heute suchte der Präsident jenen Pavillon nicht auf, der sich in der Nähe des Elisée in einem abgeschlossenen, einsamen Garten erhob und sechs schöne Damen von zweideutigem Rufe beherbergte.

Diese Damen lebten sehr zurückgezogen, von Zeit zu Zeit erschienen sie mit aller Pracht einer eleganten Parure auf den Bällen des Jardin d'Hiver, tanzten mehr oder minder den Cancan und erregten allgemeines Erstaunen.

Mancher, von ihrer Schönheit und ihrem auffallenden Mangel an Sprödigkeit gereizt, wollte ihnen folgen, wenn sie nach dem Balle ihrem Wagen zueilten.

Aber ein Erfahrener sagte:

„Es ist unnütz. Ce sont les Dames de la présidence!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein erster Versuch.

Louis Napoleon war seit sechs Wochen Präsident von Frankreich. Diese kurze Zeit hatte genügt, wenn nicht ihn selbst, so doch seine Minister unpopulär zu machen. Dadurch, daß diese die Clubbs schlossen und anstatt der erwarteten Amnestie sogar dem Proceß der Maigefangenen freien Lauf ließen, hatten sie es mit den Arbeitern gründlich verdorben, während ihnen der ängstliche Bourgeois die Auflösung der Mobilgarde übel nahm.

Um die allgemeine Verstimmung auf die Spitze zu treiben, hatte Louis Napoleon, dem nach der Verfassung nicht die Macht zustand, die Nationalversammlung aufzulösen, diese in seiner Art indirekt bekriegt. Einer seiner Anhänger hatte in

der Assemblée den Antrag gestellt, die Kammer möge auseinandergehen und die Abfassung der organischen Gesetze einer aus neuen Wahlen hervorgegangenen Versammlung überlassen.

Die Dinge standen gegen das Ende des Januars 1849 so, daß ein gewaltsamer Ausbruch jeden Augenblick gewärtigt werden konnte.

Louis Napoleon schwankte, welche Stellung er der ganzen Sachlage gegenüber einnehmen solle. Wenn er auf den Rath des vorgeschritteneren Theiles seiner Freunde und Anhänger hören wollte, so mußte er die Nationalversammlung auflösen und den Aufstand einerseits provociren und andererseits sofort mit eiserner Hand niederschlagen. Wenn er aber den Vernünftigeren und Gemäßigteren Gehör gab, so durfte er vorläufig nichts thun, als die unpopulären Minister entlassen.

Dies letztere riethen ihm auch mehrere Glieder seiner Familie und es circulirte unter den Vertrauten des Elisée bereits eine Ministerliste.

Da ließ sich Thiers melden. Er kam diesmal nicht allein — ihm nach drängte sich eine förmliche Börsendeputation.

Thiers sah ungewöhnlich feierlich aus und sagte, daß er käme, weil sich beunruhigende Gerüchte verbreitet hätten.

„Es heißt,“ rief er pathetisch, „daß Monseigneur Ihr Ministerium wechseln wollen. Die Nachricht erschüttert das Vertrauen, drückt die Course, hemmt allen Verkehr — alle Welt fühlt, daß man am Rande eines Abgrundes stehe, nachdem man eben erst aufzuathmen geglaubt! Die Minister waren der Börse eine Garantie für den Bestand geordneter Verhältnisse — wenn sie gehen, dann kommt das Chaos und Monseigneur werden begreifen, daß jeder aus dem Schiffbruche zu retten versucht, was sich eben noch retten läßt. Diese Herren haben, der Aufforderung meines Freundes Fould gemäß, Monseigneur eine Summe zur Verfügung gestellt, welche sie nun zurückziehen zu müssen glauben, wenn sie nicht aus Monseigneurs Munde die tröstliche Versicherung erhalten, daß an den Gerüchten über den beabsichtigten Ministerwechsel nichts Wahres ist!“

Louis Napoleon drehte seinen Schnurrbart und sah unschlüssig darein. Er hatte es nicht mehr mit dem geschmeidigen Thiers, sondern mit

einer Rotte Gläubiger zu thun, in deren Mienen er das Wort Schuldgefängniß zu lesen glaubte. Diese Männer schienen keinen Scherz zu verstehen und er konnte ihnen zutrauen, daß sie ihn rücksichtslos nach Clichy interniren würden, wenn er ihnen die anderthalb Millionen nicht auf Heller und Pfennig bezahlte.

Louis Napoleon erkannte, daß eine Zelle in Clichy seinen Planen keinen sonderlichen Vorschub leisten würde und daß er nachgeben müsse.

Er stammelte einige Worte, welche bedeuteten, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, seine Minister zu entlassen.

„Dann bitten wir Monseigneur, auch nicht mehr an jene Bagatelle zu denken, die er uns schuldet!“ rief der Wortführer des Börsenchores aus erleichterter Brust. „Die gegenwärtigen Minister haben unser vollstes Vertrauen und so lange sie am Ruder sind, wissen wir unser Geld bei Monseigneur vollkommen sicher!“

Mißmuthig begab sich Louis Napoleon, nachdem ihn die Dränger verlassen hatten, in den Familienrath, der ihn erwartete, um mit ihm die neue Ministerliste zu berathen.

„Ich habe mich entschlossen, meine Minister zu behalten!“ sagte Louis Napoleon im Kreise der Seinigen.

„Diese Männer ruiniren Sie!“ rief Napoleon heftig. „Man hält sie insgesammt für verkappte Royalisten, man traut ihnen Allen kein Atom republikanischer Gesinnung zu! Warum wollen Sie diese unfähigen Leute, an denen Ihnen doch unmöglich etwas liegen kann, nicht entlassen?“

„Mein Onkel entließ auch nie seine Minister, und befand sich ganz wohl dabei!“ erwiederte Louis Napoleon, nur um überhaupt etwas zu sagen, weil er sich in die Enge getrieben fühlte.

„Aber Sie haben nichts von dem Blute Ihres Onkels, des Kaisers, in sich, wenn Sie so energielos laviren!“ rief Napoleon ärgerlich.

„Vielleicht werde ich noch einmal wünschen, seine Familie nicht auf dem Buckel zu haben!“ gab Louis Napoleon phlegmatisch zurück.

Es war das erste Mal, daß die beiden Vettern in bitterer Weise an einander geriethen.

Jerôme trat als Vermittler dazwischen.

Louis Napoleon hörte den alten Mann geduldig an und sagte dann gelassen:

„Meine Minister entlasse ich nicht. Das Warum ist meine Sache und ich glaube darüber Niemandem Rechenschaft schuldig zu sein. Ist es doch nur meine Haut, die ich dabei zu Markte trage. Viel eher schicke ich noch die Nationalversammlung nach Hause!“

„Aber das wäre ja der nackte Staatsstreich!“ entsetzte sich Jerôme. „Und für diesen dürfte es doch noch zu früh sein!“

„Er ist auch noch nicht gemacht!“ lächelte Louis. „Glauben Sie übrigens nicht, daß ich den Ernst der Situation verkenne. Man sagt mir von allen Seiten, daß uns eine Emeute bevorsteht. Sie möge kommen. Ich habe alle Maßregeln getroffen. Ich habe sechzigtausend Mann in Paris — aus Brest, Versailles, Bourges ziehe ich weitere zwanzigtausend Mann heran. Man greife uns an — wir sind gerüstet. Morgen verhandelt die Assemblée die Frage, ob sie sich auflösen oder weiter tagen soll — morgen sagt man, wird es einen Kampf setzen! Gut — ich bin bereit ihn aufzunehmen. Von zwei Uhr Nachts angefangen werden achtzigtausend Mann auf den Beinen sein — Changarnier und Bugeaud, der

heute Nacht von Bourges kommt, werden commandiren — der Feldzugsplan ist entworfen. Wir besetzen beide Ufer der Seine, befestigen oder zerstören nöthigenfalls alle Brücken, bis auf jene von Austerlitz, die uns zum Mittelpunkte der Operationen dienen soll. Wir werden den Aufstand theilen, uns über die inneren und äußeren Boulevards ergießen, und die Emeute mit dem Gewehrfeuer, der Haubitze, der Bombe und der Mine bekämpfen!"

„Und die Nationalgarde?" warf Jerôme ein.

„Wir rufen vorläufig nur die erste, zweite und zehnte Legion unter die Waffen, die übrigen sympathisiren zu sehr mit der Nationalversammlung!"

„Mit der Republik, wollen Sie sagen!" verbesserte Napoleon spöttisch. „Das Volk von Paris hat übrigens seine Kampftage, wie es seine Festtage hat — es läßt sich nicht gern zum Kampfe zwingen! Wie nun, wenn Ihre militärische Promenade morgen nicht verfängt, wenn das Volk nicht anbeißt, wenn Sie Ihre achtzigtausend Mann nur um die Windmühlen am Montmartre werden defiliren lassen können — was dann?"

„Dann werde ich noch immer abwarten, wie sich die achtzigtausend Mann und die Nationalversammlung gegen mich stellen werden!"

„Das heißt, Sie wollen den Staatsstreich vom Zufall und nicht von der Berechnung abhängig machen?"

Louis Napoleon zuckte mit den Achseln und sagte nichts.

Die Familie trennte sich in großer Aufregung.

*
* *

Am 29. Jänner 1849 erweckt Waffengeklirr und Kanonengerassel die Pariser.

Sie reiben sich vor Verwunderung die Augen und das Erste, was sie sehen, ist eine Kundmachung des Ministers Leon Faucher, in welcher dieser die Nationalgarde zum Kampfe gegen die ewigen Feinde der Gesellschaft, des Eigenthums und der Familie aufruft. Er zieht gegen die Männer los, welche den „Juni" gemacht haben und es jetzt wagen, das Ministerium anzuklagen. Er schließt mit den Worten: der Sieg der Ordnung muß zweifellos, unwiderruflich sein!

Die Pariser wissen nicht, was dieser Aufruf zu bedeuten habe, denn sie sehen keine Barrikaden

sie hören kein Kampfgeschrei . . . . sie hören nur die Allarmtrommel der Nationalgarde und die Rufe der Schildwachen . . . .

Sie sehen die wie zu einem Feldzuge ausgerüsteten Truppen auf den Trottoirs bivouakiren . . . .

Die Tornister auf dem Rücken stehen die Soldaten da und hüten ihre Gewehre — sie haben Alles zur Hand, was der Krieg, was die Belagerung erfordert — Hauen und Beile, Kanonen und Pulverwagen — die geschliffenen Säbel der Cavallerie glänzen in der Morgensonne — neben den Kanonen lehnen die Kanoniere und starren auf die brennenden Lunten . . . .

Achtzigtausend Soldaten warten auf achtzigtausend Arbeiter, die sie angreifen sollen — aber es zeigt sich kein Feind.

Nur vor dem Elysée stehen fünf- bis sechshundert Blousenmänner, als ob sie den Präsidenten erwarteten.

Aber keiner von ihnen ist bewaffnet.

Und doch sagt ein General in der Nationalversammlung: „Wir werden in zwei Stunden fertig sein!“

„Wenn auch nicht in zwei Stunden," verbessert ein gleichfalls eingeweihter Haudegen, „aber länger als sechs Stunden dürfte der Kampf nicht dauern!"

In der Assemblée nationale aber, dem von Granier aus Cassagnac redigirten Blatte, ist eben an diesem Tage Folgendes zu lesen:

„Es ist an der Zeit, daß diesen Volksvertretungen ein Ende gemacht und wir vom Joche der Volkssouveränetät erlöst werden. Ein Hoch dem König von Preußen, der seine Kammer so ritterlich auseinanderjagte und jetzt manchen dieser Plebejer in's Zuchthaus sperren läßt! Wollte doch Louis Napoleon an diesem Manne sich ein Beispiel nehmen! Eine Compagnie Soldaten in die Kammer geschickt und Alles hat ein Ende!"

Und als ob der Präsident der Aufforderung Granier's aus Cassagnac nachkommen wollte, verließ er jetzt das Elysée.

Er hatte die Generalsuniform an und jenen riesigen Federhut auf dem Kopfe, der so komisch aussah.

Er ritt zuerst auf den Eintrachtsplatz, wo ihn die Generale erwarteten.

Hier, kaum vierzig Schritte vom Obelisken entfernt, war das Hauptquartier.

Einige Leute riefen:

„Es lebe der Kaiser!“

Louis Napoleon grüßte und lächelte.

Dieses auffordernde Lächeln schien bestimmt, neue Kaiserrufe aus der Erde zu stampfen . . . .

Aber es erwies sich ohnmächtig.

Die Nationalgarde rief:

„Es lebe die Republik . . . . . es lebe die Constitution!“ . . . . .

Die Arbeiter riefen:

„Es lebe die Amnestie!“ . . . . .

Die Soldaten schwiegen oder ließen auch die Republik leben . . . .

Die Bürger brachten der Nationalversammlung Hochrufe . . . .

Das „vive l'empereur“ wurde überall erstickt und überschrieen, so viele gut dressirte Kehlen es auch ausbrachten.

Das Antlitz des Präsidenten umdüsterte sich immer mehr — die Lebehochrufe auf die Republik schienen ihn zu langweilen — er warf, auf dem Boulevard der Capuziner angelangt, sein Pferd

herum — da versperrte ihm ein Volkshaufen den Weg, aus hundert Kehlen ertönte es:

„Nieder mit den Ministern!“

Der Präsident konnte nur langsam vorwärts kommen — oder eigentlich zurück, denn er ritt nun schon wieder auf das Elysée zu . . . .

Es war nichts mit der Sprengung der Nationalversammlung . . . .

Die Soldaten kehrten theilweise in die Casernen zurück.

Das Volk sang Spottlieder auf den Präsidenten und seine Minister — es war fest überzeugt, daß Louis Napoleon die Diktatur habe proklamiren wollen und daß das Staatsstreichprojekt nur an der Festigkeit des Obersten der Nationalgardeartillerie, Guinard, gescheitert sei.

Das Volk sang:

Léon Faucher s’était promis
De faire égorger tout Paris;
Mais son coup a manqué
Grâce à nos canoniers.

Und Leon Faucher selbst mußte klein beigeben und in der Nationalversammlung, so wie an den Straßenecken, erklären:

„Der Herr Präsident der Republik hat geschworen, die Constitution zu achten und dafür zu sorgen, daß sie geachtet werde — er wird seinen Schwur halten!“

Der Präsident mußte es aber hinnehmen, daß die unabhängigen Blätter sich am Abend des 29. Januar 1849 in folgender herben Art über ihn aussprachen:

Louis Napoleon Bonaparte ist die Monarchie, ist die Contrerevolution. Zerstört das Götzenbild und die Religion ist entehrt, der Cultus vernichtet. Dies war die Praktik der ersten Christen und aller Revolutionäre. Louis Bonaparte ist durch seine Antecedentien, durch seine Tendenzen, seine Neigungen und Freundschaften ein Feind der Republik, ein Candidat der Monarchie, die Hoffnung der Reaktion, das Organ der Gegenrevolution. Er hat bei den Dezemberwahlen die Fahne der katholischen und legitimistischen Reaktion entfaltet; er brennt vor Begierde den Thron zu besteigen und sich die Krone aufzusetzen; er conspirirt mit den ewigen Feinden der Republik, mit Oesterreich, Rußland, dem Papste; er hat die Clubbs, dies letzte Asyl der Volksfrei-

heit schließen lassen; er schlägt Europa vor, irgendwelchen beliebigen Krieg zu unternehmen, um die Franzosen zu beschäftigen und von inneren Fragen abzuziehen! Er verweigert die Amnestie, nachdem er von Versöhnung gefaselt hat; mit einem Worte — Bonaparte ist der Auserwählte der Reaktion, das Werkzeug der Reaktion, die Personifikation der Reaktion — wenn er fällt, so fällt die ganze imperialistische, capitalistische, jesuitische Verschwörung mit ihm. Die Reaktionäre der ganzen Welt setzen auf die Glückskarte des Bürgers von Thurgau. Sie haben ihn zu ihrem Repräsentanten, zu ihrem Manne auserkoren — ihn, den Intriguant von Arenenberg, den Bajazzo von Straßburg, den Cäsar von Boulogne, den Socialisten von Ham, den Bastard des allgemeinen Stimmrechtes.

Wenn das Volk zum Präsidenten der Republik den großen Fastnachtsochsen Dagobert erwählt hätte und dieses Schooßkind des allgemeinen Stimmrechtes dem Volke verordnete, es ihm nachzumachen und auf allen Vieren zu kriechen — würde man sich auch verpflichtet halten, ihm zu folgen?

Ende des vierten Bandes und der zweiten Abtheilung.

Verlag von Friedr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Aus Frankreich.

Federzeichnungen aus dem Frankreich Napoleon's III.

von

Lucian Herbert.

eleg. broch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser von „Louis Napoleon" legt in diesem Werke die interessantesten Resultate seiner mehrfach nach Frankreich unternommenen Reisen nieder und gehen darin ergreifende Schilderungen französischer Zustände und Verhältnisse mit reizenden Idyllen Hand in Hand.

1830.

Roman und Geschichte von **Lucian Herbert.**

(Juli-Revolution.)

2 Thle. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Das Jahr 1830 ist das wichtigste Jahr zwischen 1815 und 1848. In diesem Jahre erhob sich aus den Straßenkämpfen von Paris und Brüssel das freie Frankreich, das freie Belgien; 1830 rüttelte an den Gewaltmenschen — an Don Miguel, an dem Herzoge von Braunschweig — ꝛc. Die großen, welterschütternden Vorgänge des Jahres 1830 schildert der Verfasser mit gewandter Feder.

1831.

Roman und Geschichte von **Lucian Herbert.**

(Polens letzte Tage.)

2 Thle. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieses Werk ist die nothwendige Ergänzung zu desselben Verfassers **1830**, ein Pendant und doch wieder ein Gegenstück.
